

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXIV • Heft 1 • Sommer 2021

- Johannes Wetzinger** **Das Hochschulsystem der Republik Moldau im Transformationsprozess
Einige zentrale Entwicklungen im Überblick**
- Tobias Larenz** **„Dieser Name sagt niemandem etwas, oder?“
Bessarabien in der russischen, rumänischen und jiddischen Literatur –
einige Schlaglichter**
- Maria Roxin** **Die Freude am Leben und die Kunst des Überlebens
Else Kornis – Versuch eines Porträts**
- Matthias Bauer** **Schauplatz der Geschichte und Erinnerungsort: Kleinsommersberg
Romanhafte Gedächtnisbildung in Paul Schusters Roman
„Fünf Liter Zuika“**
- Cristina-A. Popescu** **Diplomatische Beziehungen während des Ersten Weltkriegs
Reisediplomatie, Chiffrierbücher und Geheimdienste im Kampf
um den rumänischen Nationalstaat**
- Maria-M. Popescu** **Erinnerungen aus dem Alltag
Das besetzte Bukarest 1916-1918**
- Dietmar Müller** **Bodeneigentum und Nation
Rumänien, Jugoslawien und Polen im europäischen Vergleich
(1918–1948)**
- Mariana Hausleitner** **Die Rolle der Deutschen und Juden in Rumänien von 1866 bis 2006
Bericht zur Studie**
- Paul Bagiu** **Die Geheimsache „Kanal“
Die Verhandlungen zur Ausreise der Rumäniendeutschen
in die Bundesrepublik (1968-1989)**

Neue Bücher

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beiderlei Geschlecht.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

ich lade Sie ein, in der neuen Ausgabe der DRH den rumänischsprachigen Raum anhand der vorgestellten vielfältigen Themen zu entdecken und zu erschließen:

Im ersten Artikel gibt Johannes Wetzinger einen Überblick über die Entwicklungen des Hochschulsystems in der seit 1991 unabhängigen Republik Moldau. Der Blick auf die Region Bessarabien in der jiddischen, russischen und rumänischen Literatur steht im Zentrum des Aufsatzes von Tobias Larenz. Dazu werden in erster Linie Werke von Yechiel Shraibman sowie des nach Chişinău verbannten Alexander Pusckin und des rumänischen Avantgardisten Geo Bogza herangezogen. Anschließend porträtiert Maria Roxin die im Banat und in Bukarest wirkende Autorin Ilse Kornis. Matthias Bauer geht in seinem Beitrag auf die Bedeutung von Kleinsommersberg im Roman „Fünf Liter Zuika“ von Paul Schuster als Erinnerungsort für die Siebenbürger Sachsen ein.

Cristina-Adriana Popescu berichtet über die Auswirkungen von Reisediplomatie, Chiffrierbüchern und Geheimdiensten bei der Bildung des rumänischen Nationalstaates. Über den Alltag im besetzten Bukarest schreibt Maria-Magdalena Popescu. Dietmar Müller erklärt uns in seinem Artikel die Bedeutung von Bodeneigentum und Agrarreformen für die Nation in Rumänien im Vergleich zu Jugoslawien und Polen. Mariana Hausleitner beschäftigt sich anschließend mit der Rolle der Juden und Deutschen in Rumänien.

Thema des Beitrags von Paul Bagiu sind die geheimen Verhandlungen zwischen Bonn und Bukarest, die zur Aussiedlung von etwa 230.000 Deutschen aus dem staatssozialistischen Rumänien führten. Zum Abschluss dieser Ausgabe stellt Hermine-Sofia Untch die Aktivitäten der DRG im Pandemie-Jahr 2020 vor.

Viele inspirierende Gedanken bei der Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz
Chefredakteur



Inhalt

- 4 Das Hochschulsystem der Republik Moldau im Transformationsprozess**
Johannes Wetzinger
- 7 Bessarabien in der russischen, rumänischen und jiddischen Literatur**
Tobias Larenz
- 10 Else Kornis – Versuch eines Porträts**
Maria Roxin
- 13 Schauplatz der Geschichte und Erinnerungsort: Kleinsommersberg**
Matthias Bauer
- 16 Diplomatische Beziehungen während des Ersten Weltkriegs**
Cristina-Adriana Popescu
- 19 Erinnerungen aus dem Alltag**
Maria-Magdalena Popescu
- 21 Bodeneigentum und Nation**
Dietmar Müller
- 25 Die Rolle der Deutschen und Juden in Rumänien**
Mariana Hausleitner
- 27 Die Geheimsache „Kanal“**
Paul Bagiu
- 30 DRG-Tätigkeitsbericht 2020**
Hermine-Sofia Untch
- 31 Neue Bücher**
 - Emil Hurezeanu: Zärtlichkeit, Routine. Gedichte eines Knauserers 1979-2019 (*Ingrid Baltag*)
 - Alexandru Bulucz: was Petersilie über die Seele weiß. Gedichte (*Maria Irod*)
 - Florin Iaru: Die grünen Brüste. Erzählungen (*Romanița Constantinescu*)
 - Iris Wolff: Die Unschärfe der Welt. Roman (*Markus Fischer*)
 - Anton Sterbling: Klimadelirium und andere furchtbare Erzählungen (*Halrun Reinholz*)
 - Ilse Hehn: Roms Flair in flagranti (*Katharina Kilzer*)
 - Marina Frenk: ewig her und gar nicht wahr. Roman (*Markus Fischer*)
 - Peter Maffay: Hier und Jetzt. Mein Bild von einer besseren Zukunft (*Ingeborg Szöllösi*)
 - Katharina Joanowitsch: Auf den Spuren der Theatertante durch das Banat (*Silvia Petzoldt*)
 - Vintilă Mihăilescu, Petre Matei (Hg.): Roma. Der Diskurswandel (*Janka Vogel*)
 - Wilfried Heller: Rumänien. Bilder aus einer verlorenen Zeit (*Georg Herbstritt*)
 - Frieder Monzer, Timo Ulrichs: Reiseführer Moldova (*Gilles Duhem*)

Das Hauptgebäude der 1946 gegründeten Staatlichen Universität der Moldau (USM) in Kischinau/Chişinău.
Foto: Josef Sallanz

Das Hochschulsystem der Republik Moldau im Transformationsprozess

VON JOHANNES WETZINGER

Das Hochschulsystem der Republik Moldau hat seit der Unabhängigkeit des Staates von der Sowjetunion im Jahr 1991 eine weitreichende Transformation durchlaufen. Im Folgenden wird ein Überblick über einige zentrale Trends und Herausforderungen in diesem Transformationsprozess gegeben.

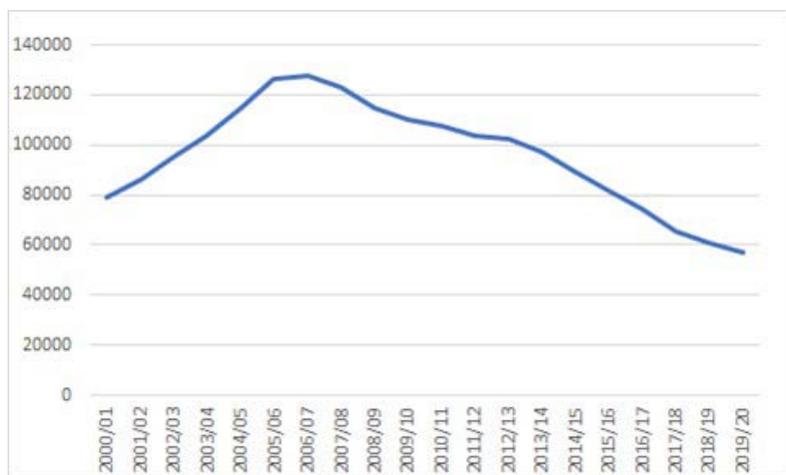
Politische Rahmenbedingungen

Das moldauische Hochschulwesen wurde historisch wesentlich von der sowjetischen Ära geprägt. Die Transformation des Hochschulsystems seit dem Erlangen der staatlichen Unabhängigkeit im Jahr 1991 ist daher im Kontext der breiteren politischen und wirtschaftlichen Umbrüche in der Moldau zu sehen. Der südosteuropäische Kleinstaat stand mit dem Zerfall der Sowjetunion vor einer Situation, die in der Politikwissenschaft häufig als „Dilemma der Gleichzeitigkeit“ bezeichnet wurde: Es galt erstens, eine politische Neuordnung als unabhängiger Staat auf den Weg zu bringen und das politische System zu reorganisieren. Parallel dazu sah sich die Moldau zweitens mit einem herausfordernden Übergang von einer Planwirtschaft zu einer Marktwirtschaft konfrontiert und wurde durch wirtschaftliche Krisen erschüttert. Drittens wurde die moldauische Staatsbildung durch einen Sezessionskonflikt erschwert, im Zuge dessen sich

durch die Fülle an parallelen politischen und wirtschaftlichen Herausforderungen erschwerte. Es ist daher wenig überraschend, dass der Reformprozess im Hochschulwesen teilweise durch andere Prioritäten überlagert wurde. Die skizzierten Turbulenzen resultierten auch in einer geringen Plan- und Berechenbarkeit in Bezug auf die Hochschulpolitik, was am Beispiel häufiger gesetzlicher Änderungen und Ministerwechsel deutlich wird.

Wesentliche Trends im Hochschulsystem

Trotz dieser komplexen Rahmenbedingungen lassen sich einige zentrale Dynamiken im moldauischen Hochschulsystem erkennen. Augenscheinlich ist hier zunächst eine Liberalisierung und Expansion der Hochschullandschaft nach dem Zerfall der Sowjetunion. Die Moldauische Sowjetrepublik verfügte im Jahr 1988 über neun staatliche Hochschulen. In den 1990er Jahren folgte ein rapider Anstieg und im Jahr 2000 gab es bereits 47 Hochschulen. Hintergrund war die Neugründung einiger staatlicher Universitäten aber auch die Zulassung zahlreicher privater Anbieter im Hochschulsektor. Dieser Trend schlug sich auch in einer inhaltlichen Diversifizierung nieder, hierbei auch durch das Angebot neuer Studienrichtungen. Allerdings konnten sich nicht alle Institutionen dauerhaft verankern, was jedoch zur ersten Konsolidierung der anderen Hochschulen führte. Laut Angaben des Nationalen Büros für Statistik verfügte die Republik Moldau (ohne Transnistrien) im akademischen Jahr 2019/2020 über 27 Hochschulen, davon 18 staatliche und neun private Anbieter.



Anzahl der Studentinnen und Studenten in der Republik Moldau (2000-2020)
Quelle: Nationales Büro für Statistik, 2020

die Region Transnistrien von der Zentralregierung in Chişinău lossagte. Nach einem kurzen Bürgerkrieg wurde 1992 ein Waffenstillstand vereinbart, der Konflikt bleibt jedoch bis heute ungelöst.

Diese Herausforderungen hatten auch unmittelbare Konsequenzen für das Hochschulsystem. Einerseits erzeugten die sozioökonomischen Veränderungen einen Reformdruck im Bildungswesen, beispielsweise durch sich verändernde Anforderungen des Arbeitsmarkts oder den Bedarf an neuen Studienrichtungen (etwa im sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Bereich). Andererseits wurden die Rahmenbedingungen für Hochschulreformen

zunehmend schwieriger. Ein weiteres Charakteristikum des hochschulpolitischen Transformationsprozesses in der Moldau ist ein starker Fokus auf die Teilnahme am sogenannten Bologna-Prozess. Dieser Prozess geht namentlich auf die „Bologna-Erklärung“ aus dem Jahr 1999 zurück und führte zur Gründung eines „Europäischen Hochschulraums“ (EHEA). Die Moldau ist 2005 dem Bologna-Format beigetreten, das in der gegenwärtigen Zusammensetzung bereits 48 Staaten umfasst. Ein wesentliches Ziel dieses zwischenstaatlichen Kooperationsforums ist die Förderung der Vergleichbarkeit und Kompatibilität der beteiligten Hochschulsysteme. Entscheidungen sind allerdings rechtlich nicht bindend und die Umsetzung in den Teilnehmerländern erfolgt auf freiwilliger Basis.

Durch die Teilnahme am Bologna-Prozess wurden europäische Modelle und Trends zu einem wichtigen hochschulpolitischen Bezugspunkt in der Moldau. Laut Ansicht der Hochschulexpertin Lucia Padure kann die Perspektive zum Zeitpunkt des Beitritts folgendermaßen umrissen werden: „The official rhetoric of political figures and top administrators of leading [...] [higher education institutions] focused on the Bologna process as an opportunity to fully break with the Soviet system of [...] [higher education] and modernize [...] [higher education] in terms of methods of instruction, content of curricula, quality improvement and greater mobility of students within a larger European context.“

Die Beteiligung am Bologna-Prozess führte in der Moldau zu einer Reihe von formalen und strukturellen Reformen. So wurde beispielsweise die einst sowjetisch geprägte Studienarchitektur an die weit verbreitete Struktur von Bachelor, Master und PhD angepasst. Darüber hinaus wurden zentrale Bologna-Instrumente eingeführt, die internationale Transparenz und Vergleichbarkeit von erbrachten Studienleistungen fördern sollten (European Credit Transfer and Accumulation System, Diploma Supplement). An der Umsetzung dieser Bestimmungen wurde von moldauischen Experten allerdings auch deutliche Kritik geübt: Es handle sich dabei lediglich um formale Änderungen, die zu rasch, zu zentralisiert und mit unzureichendem Hintergrundwissen implementiert worden seien. Tatsächliche Probleme – wie etwa die Hochschulfinanzierung – würden hingegen zu wenig Aufmerksamkeit erhalten.

Herausforderungen für den Hochschulsektor

Das Hochschulsystem der Moldau steht auch drei Dekaden nach der staatlichen Unabhängigkeit weiterhin vor großen Herausforderungen. Eine fundamentale Hürde stellt dabei die demographische Entwicklung des Landes dar: Sinkende Geburtenraten und Emigration haben zu einem Schrumpfen der Bevölkerung geführt, das auch an einem massiven Rückgang der Studierendenzahlen ablesbar ist. Nachdem im akademischen Jahr 2006/2007 in der Moldau noch eine Höchstzahl von 127.997 Studierenden verzeichnet worden war, folgte ein dramatischer Rückgang. Die Zahl der inskribierten Studierenden hat sich seither bereits mehr als halbiert und im akademischen Jahr 2019/2020 wurden lediglich 56.840 Studierende registriert. Das Hochschulsystem gerät damit unter massiven Druck. Eine im Vergleich nach wie vor hohe Anzahl an Hochschulen kämpft um ein schrumpfendes Studierendensegment, was zu Rufen nach weitreichenden Strukturreformen in der Hochschullandschaft geführt hat – etwa um die Zahl der Hochschulen zu reduzieren und Doppelungen im Studienangebot zu vermindern.

Auch die Frage nach den beruflichen Perspektiven für Hochschulabsolventen und -absolventinnen erzeugt Druck. Während die Regierung eine Verknüpfung der Hochschulbildung mit den Anforderungen des Arbeitsmarkts als Ziel definiert hat, bestehen hier in der Praxis große Herausforderungen: Auf der einen Seite sind Absolventen häufig

formal überqualifiziert und haben Schwierigkeiten, eine Beschäftigung zu finden, die dem erworbenen Qualifikationsprofil entspricht. Auf der anderen Seite gestaltet es sich



Wandbüste des Namensgebers der Staatlichen Pädagogischen Ion Creangă-Universität Chișinău (UPSC) am Haupteingang der Hochschule, davor Studentinnen der Germanistik nach erfolgreich bestandener Prüfung, 2019. Foto: Vasile Cațanovschi

für Arbeitgeber schwierig, für die von ihnen gesetzten Anforderungen qualifiziertes Personal zu rekrutieren. Eine Untersuchung der Weltbank aus dem Jahr 2018 verweist etwa darauf, dass beinahe die Hälfte der moldauischen Unternehmen Probleme hätten, Personal mit den passenden Qualifikationen zu finden.

Eine besondere Problemstellung resultiert weiterhin aus dem bereits genannten Transnistrienkonflikt. Die Regierung in Chișinău hat durch den Sezessionskonflikt die Kontrolle über rund 10 Prozent des Territoriums verloren, das völkerrechtlich der Republik Moldau zugerechnet wird. Das betrifft auch die Hochschullandschaft in Transnistrien, die gegenwärtig nach Angaben des örtlichen statistischen Büros sieben Hochschulen umfasst. Unter Vermittlung der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) konnte 2017 auf hochschulpolitischer Ebene ein Schritt zur Annäherung zwischen den beiden Seiten gesetzt werden: Chișinău und Tiraspol haben eine Einigung erzielt, die eine Umwandlung transnistrischer Abschlussdokumente in neutrale Universitätsdiplome ermöglicht. Damit soll unter anderem die internationale Anerkennung der Studienabschlüsse erleichtert werden. Dies kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Hochschulsektor in Transnistrien – abgesehen von Beziehungen zu Russland – weitgehend isoliert bleibt.

Bedeutung der Europäischen Union

Nach diesem Überblick über einige wesentliche Trends und Herausforderungen im moldauischen Hochschulsystem ist noch ein Blick auf die hochschulpolitische Rolle der Europäischen Union (EU) in der Moldau zu werfen. Die EU hat in den vergangenen Jahren ein zunehmend konkretes hochschulpolitisches Profil für die Länder in ihrer Nachbarschaft entwickelt. Das lässt sich beispielsweise an einer aktiven Rolle im Bologna-Prozess ablesen, an dem die EU-Kommission neben 48 Staaten als gleichberechtigtes Mitglied beteiligt ist. Ergänzend hat

die EU hochschulspezifische Prioritäten in außenpolitische Kooperationsformate integriert und internationale Hochschulförderprogramme lanciert.

Entsprechende Entwicklungen sind auch in Bezug auf die Moldau sichtbar: Erstens wurden hochschulpolitische Themen in die politische Kooperation mit dem

ambivalente Auswirkungen auf das Hochschulsystem hatten: Die Umbrüche erzeugten einerseits einen hochschulpolitischen Reformbedarf und andererseits durch ein „Dilemma der Gleichzeitigkeit“ ein schwieriges Umfeld für die Umsetzung von politischen Maßnahmen. Auf der internationalen Ebene haben insbesondere der Bologna-Prozess und die Teilnahme am Europäischen Hochschulraum das moldauische Hochschulsystem beeinflusst. Die Auswirkungen zeigen sich an formalen beziehungsweise strukturellen Anpassungen und an einer veränderten hochschulpolitischen Rhetorik. Die Bologna-Reformen wurden als Mittel der Annäherung an die EU genützt – führten in ihrer Umsetzung aber auch zu Kritik unter lokalen Beobachtern.



Die Büste des Namensgebers der Staatlichen Alecu Russo-Universität Bălți (USARB) befindet sich auf dem Hochschulgelände der nordmoldauischen Stadt. Foto: Oxana Chira

Nachbarstaat inkludiert. Von besonderer Bedeutung für die Beziehungen zwischen der EU und der Moldau ist ein 2014 unterzeichnetes Assoziierungsabkommen, das eine breite politische und wirtschaftliche Annäherung zwischen beiden Seiten fördern soll. Die Vereinbarung enthält auch Themen mit hochschulpolitischem Bezug: So werden die Bologna-Integration, die „Modernisierung“ des Hochschulwesens und die Steigerung der Relevanz der Hochschulbildung als Ziele definiert.

Zweitens wurde die Moldau in zentrale EU-Hochschulförderprogramme wie Tempus und Erasmus+ eingebunden. Von 1994 bis 2013 wurden in der Moldau in der Förderschene Tempus 83 Projekte mit einem Fokus auf Hochschulreformen finanziert (Fördervolumen: 43 Millionen Euro). In der Nachfolgeschene Erasmus+ Capacity Building in Higher Education wurden von 2015 bis 2019 bereits 17 weitere Projekte mit moldauischer Beteiligung zur Finanzierung freigegeben. Im selben Zeitraum wurde mithilfe von Erasmus+ International Credit Mobility der Austausch von 2.827 Studierenden und Lehrenden zwischen der Moldau und der EU gefördert.

In der Summe haben diese Programme zu einer Vernetzung zwischen Hochschulen in der EU und der Moldau beigetragen. Darüber hinaus wurde die Teilnahme am Bologna-Prozess in Chişinău als außenpolitisches Instrument genützt, um eine Annäherung an die EU zu fördern. Dem tatsächlichen Einfluss der EU sind jedoch klare Grenzen auferlegt und es können lediglich Anreize für Kooperationen oder Maßnahmen gesetzt werden. Die konkrete Umsetzung derartiger Initiativen ist stark von innermoldauischen Prioritäten und Interessen abhängig.

Ergebnisse und Perspektiven

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Transformation des moldauischen Hochschulsystems sowohl durch interne als auch externe Faktoren beeinflusst wurde: In Bezug auf die innerstaatliche Ebene wird dabei deutlich, dass die politischen und sozioökonomischen Veränderungen

eine Fortsetzung der Orientierung auf den Bologna-Prozess und den Europäischen Hochschulraum wahrscheinlich. Gleichzeitig steht der tertiäre Bildungssektor vor großen Herausforderungen. Durch die demographische Entwicklung und den drastischen Rückgang der Studierendenzahlen erhöht sich der Druck auf das Hochschulsystem. Daraus resultiert eine zunehmende Konkurrenzsituation der Hochschulen um ein schrumpfendes Studierendensegment; auch eine weitere Reduktion der Hochschulen kann keineswegs ausgeschlossen werden.

Darüber hinaus wurde die Moldau im Jahr 2020 stark durch die COVID-19-Krise getroffen, die einen ernst zu nehmenden Test für die Widerstandsfähigkeit des Staates und des Hochschulsystems darstellt. Wie in vielen anderen Ländern führte die Coronapandemie zu massivem Druck auf die Wirtschaft, den Staatshaushalt und den Arbeitsmarkt. Wenig überraschend stehen derzeit die Auswirkungen der COVID-19-Krise im Zentrum der Aufmerksamkeit, was den Spielraum für Reformen in anderen Bereichen reduziert – beispielsweise auch in der Hochschulpolitik.

Mag. Johannes Wetzinger ist Koordinator für EU-Projekte und Lektor für Politikwissenschaft an der Fachhochschule des BFI Wien. Er hat von 2017 bis 2020 das Erasmus+ Capacity Building in Higher Education Projekt „Reforming Master Programmes in Finance in Armenia and Moldova“ (REFINE) koordiniert, das von der EU gefördert wurde. Das Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben. Projektnummer: 585784-EPP-1-2017-1-AT-EPPKA2-CBHE-JP. Weiterführender Literaturhinweis: J. Wetzinger: Hochschulreformen in der Republik Moldau: Kontext, Trends und Herausforderungen. In: Südosteuropa Mitteilungen, 3-4/2019, S. 40-55.

„Dieser Name sagt niemandem etwas, oder?“

VON TOBIAS LARENZ

„Dieser Name sagt niemandem etwas, oder?“ Mit dieser Frage richtet sich der Erzähler in einem der Texte des bessarabischen Autors Yechiel Shraibman an den Leser. Auf wen bezieht er sich? Auf einen gewissen Sholem Khanakhes – und der Leser wird antworten müssen, dass dieser Name tatsächlich niemandem etwas sagt. Und das, obwohl der genannte Sholem Khanakhes, ein witziger und geistreicher Flickenschneider aus dem bessarabischen Städtchen Raschkew/Vadul-Raşcov, dem in der jiddischsprachigen Welt allseits bekannten Spaßmacher Herschele Ostropoler in nichts nachsteht. Der Erzähler sucht den Grund für diesen Sachverhalt in der Beschränktheit der Raschkewer, welche „Lügen mit Poesie“ nicht zu schätzen wüssten. Doch ist das die Erklärung? Balta, der Geburtsort Herschele Ostropolers, ist von Raschkew gar nicht so weit entfernt – nur etwa 80 Kilometer, in der heutigen Ukraine im Oblast Odesa. Und ob die Raschkewer den Bewohnern von Balta zu Zeiten Ostropolers in Kunstsinnigkeit derart nachstanden, muss doch auch fraglich erscheinen. Was Shraibman in diesem Text eigentlich verhandelt, ist die Frage nach der Randständigkeit, der peripheren Lage Bessarabiens. Die Unterscheidung von „Peripherie“ und „Zentrum“ ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit, sondern vielmehr die Folge von komplexen politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklungen, welche zur Privilegierung des Zentrums und zur Marginalisierung der Peripherie führen. Mit höchst prominenten Beispielen wie etwa Stendhals „Rot und Schwarz“ nimmt auch die Literatur an diesem Vorgang teil und strukturiert die imaginäre Landkarte der Leser nach dem hierarchischen Prinzip von Zentrum und Peripherie.

In Bezug auf Bessarabien lässt sich sagen, dass diese Region aus der Perspektive verschiedener Literaturen gleich in mehrfacher Weise als Peripherie figuriert, wobei es aber in der jeweiligen Akzentsetzung deutliche Unterschiede gibt. Die beiden wohl am ehesten einer breiten Leserschaft bekannten Werke, welche in Bessarabien spielen, sind die Erzählungen „Kirdshali“ von Puschkin und „Die alte Isergil“ von Maxim Gorki. Obgleich zwischen beiden Texten 60 Jahre liegen, konvergiert die Wahrnehmung und Darstellung Bessarabiens in auffälliger Weise. Puschkin kannte Bessarabien aus eigener Erfahrung, nämlich aus der Zeit seiner Verbannung dorthin in den 1820er Jahren. In seinem Gedicht „An Ovid“ setzt er sich mit dieser Exilerfahrung auseinander: Ganz anders als der römische Dichter, der seine Zeit in Tomis am

Schwarzen Meer (heute Konstanza/Constanța) in recht düsteren Farben malt, sieht Puschkin sich in seinem bessarabischen Exil eher an einen klimatisch angenehmen und durchaus anregenden Ort versetzt. Die Exotik des Ortes, seinen multiethnischen Charakter lässt Puschkin in seinem Gedicht „Der schwarze Schal“ sichtbar werden; mehr noch stellt er dort aber eine Form von leidenschaftlicher, blinder Liebe dar, die innerhalb kürzester Zeit in brutale Gewalt umschlagen kann. Das lyrische Ich wird von seiner griechischen Geliebten hintergangen, was mit der Enthauptung ihres in flagranti gestellten armenischen Liebhabers endet. Lynchjustiz und mangelnde Affekthemmung entsprechen dem allgemeinen Befund zur Situierung Bessarabiens auf der russischen mental map des frühen 19. Jahrhunderts, zu dem die Kulturwissenschaftlerin Galina Corman nach Analyse zahlreicher zeitgenössischer russischsprachiger Quellen kommt: Bessarabien galt zu Zeiten Puschkins als „halb-asiatisches, exotisches und fremdes Land“. Diese Tendenz zur Orientalisierung Bessarabiens zieht sich auch durch Puschkins Erzählung „Kirdshali“. Die Hauptfigur



Denkmal des jiddischen Schriftstellers Yechiel Shraibman (rumänische Schreibweise: Ihil Şraibman, 1913-2005) in seinem bessarabischen Geburtsort Raschkew/Vadul-Raşcov. Das Denkmal wurde an der Stelle errichtet, wo einst Shraibmans Elternhaus stand.
Foto: Josef Sallanz

ist ein bulgarischstämmiger Räuber, der am griechischen Aufstand gegen die osmanische Herrschaft beteiligt war und nun, auf der Flucht vor den Osmanen, in Bessarabien sein Unwesen treibt. Er widersetzt sich der Obrigkeit und agiert gewissermaßen in einem jeglicher staatlicher Kontrolle entzogenen Raum, der jenseits der zivilisierten und behördlich verwalteten Welt liegt. Puschkin legt großen Wert auf osmanisch-orientalisches Lokalkolorit bei der Darstellung des „halbtürkischen Bessarabiens“, beobachtet die Arnauten in den Kaffeehäusern, „an ihren langen Wasserpfeifen saugend und den Kaffee aus winzigen Tassen löffelnd“, beschreibt dem Leser ihre „buntbestickten Janker und feuerroten Schnabelschuhe“ und

„ihre Pistolen und krummen Jatagans in den breiten Gürteln“. Auch bei Gorki stellt sich Bessarabien in ähnlicher Weise dar: Seine Erzählung „Die alte Isergil“ ist ein Konstrukt aus einer in Bessarabien lokalisierten Rahmenhandlung und drei Binnenhandlungen, Erzählungen der Greisin mit dem Namen Isergil. Die Handlung setzt ein am Ende eines langen Arbeitstages in einem Weinberg. Kennzeichnend ist eine Polarität von Russen und „Moldowanern“: Letztere treten in Erscheinung als lachende und singende Naturkinder, „die Männer bronzebraun gebrannt, mit üppigen schwarzen Schnauzbärten und dichten, auf die Schulter herabfallenden Locken; die Frauen und Mädchen fröhlich, geschmeidig, mit dunkelblauen Augen, ebenfalls bronzefarben. Ihre seidigen, schwarzen Haare hingen lose herab, und der warme, leichte Wind spielte mit ihnen, dass die eingeflochtenen Münzen klirrten“. Die Russen sind demgegenüber gehemmt und rational in einem solchen Maße, dass die alte Isergil ausruft: „Uff, ihr Russen kommt als Greise auf die Welt!“. An Puschkins „Schwarzen Schal“ anklingend suggeriert Gorki eine Verknüpfung von Fruchtbarkeit und Tod, die sich in der herbstlichen Landschaft selbst sedimentiert hat, die „zeit ihres Lebens so viel Menschenfleisch verschlungen und Blut getrunken hatte, wovon sie wohl auch so fett und üppig geworden war“.

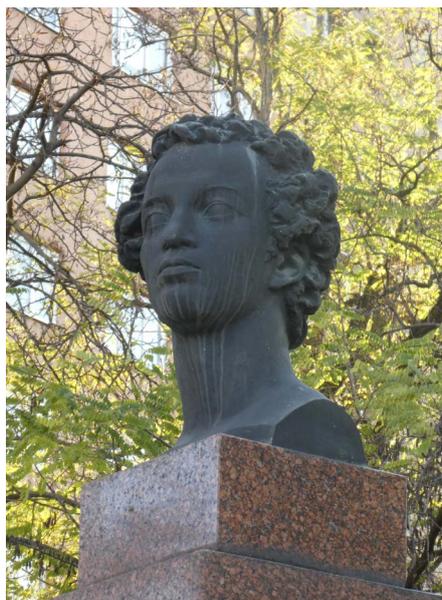
Mit diesen Bildern im Kopf fällt es schwer zu glauben, dass Scholem Alejchem, einer der bekanntesten jiddischen Schriftsteller, in seinem Roman „Blonzhende shteren“ (Wandernde Sterne) über ebendiese Landschaft spricht, wenn er das Städtchen Holănești beschreibt. Aus diesem stammt die Hauptfigur des 1909-1911 erstmals publizierten Romans, Leybl Rafalovitsh, den eine in Holănești gastierende jiddische Theatergruppe mit der Schauspielkunst in Berührung bringt und ihn so sehr dafür begeistert, dass er – natürlich ohne Wissen seiner Familie – kurzerhand mit den Schauspielern mitzieht und das unstete Leben eines Wanderschauspielers führt. Hintergrund ist das in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufblühende jiddische Theaterleben, insbesondere seit der Gründung eines jiddischen Theaters durch Abraham Goldfaden in Jassy/Iași im Jahr 1876. Ganz im Gegensatz zu den orientalisierenden Tendenzen der genannten Beispiele aus der russischen Literatur tritt dem Leser in Scholem Alejchens Werk eine Region entgegen, die als zwar rückständig, ja ökonomisch und kulturell deutlich unterentwickelt wahrgenommen wird, aber dennoch selbstverständlicher Teil eines zusammenhängenden mittel- und osteuropäischen Raumes ist, der sich in etwa von Odessa bis Berlin erstreckt. Der vor allem

bei Puschkin so wichtige multiethnische Charakter Bessarabiens spielt keine nennenswerte Rolle bei Scholem Alejchem, in seinem Städtchen Holănești lässt er in erster Linie Juden auftreten. In „Wandernde Sterne“ lässt sich besonders deutlich beobachten, dass die Peripherie ihren marginalen Charakter stets dem Vorhandensein eines Zentrums, einer Metropole verdankt – in diesem Fall Bukarest und Wien. Die österreichische Hauptstadt, und hier in erster Linie das berühmte Burgtheater, figuriert dabei vor allem als Zentrum der Kultur. Als eines der Mitglieder der eher laienhaften wandernden Theatertruppe zum ersten Mal in seinem Leben das Burgtheater betritt, ruft er begeistert aus:

„Ot dos heyst a teater!“ (Das nenn' ich mal ein Theater!). Als Gegenpol zu Leybl, der mit seiner Schauspielkunst nur ein sehr begrenztes und wenig privilegiertes Publikum erreicht und sich demnach auch nur mit Mühe ernähren kann, tritt der gleichfalls jüdische, aber natürlich auf Deutsch vor einem bürgerlichen deutschsprachigen Publikum auftretende Burgtheater-Schauspieler Son-

nenal in Erscheinung. Dieser ist eine Berühmtheit in der Theaterwelt, wurde durch die hohen Gagen gar Millionär und lebt in einem exklusiven Hotel in Wien. Doch auch Bukarest ist für die Bewohner von Holănești eine Metropole, der gegenüber ihr Heimatort als peripher erlebt wird. Nachdem bekannt geworden ist, dass Leybl mit den Wanderschauspielern mitgezogen ist, schickt sein Vater den älteren Bruder Anshel los, um den verlorenen Sohn zu finden. Die Spuren führen nach Bukarest, das als Inbegriff des mondänen Lebens dargestellt wird, und wo Anshel, ganz der naive Provinzler in der Großstadt, ein viel zu teures Hotel wählt und schließlich durch die Variété-Schauspielerin Marinescu-Milanescu um sein gesamtes Geld gebracht wird. Hiermit endet vorerst der Versuch, Leybl zurück in das bessarabische Städtchen und in ein traditionsverbundenes, durch den Vorrang des Kollektivs bestimmtes Leben zu führen. Der Auszug aus Bessarabien in die weite Welt kommt somit der Wahl eines modernen, individualistischen Lebensentwurfs gleich.

Im Gegensatz zu den bislang angeführten Autoren handelt es sich bei dem 1913 geborenen jiddischen Autor Yechiel Shraibman um einen Schriftsteller, der tatsächlich in Bessarabien geboren wurde und dort viele Jahre seines Lebens wirkte. Neben dem traditionellen jüdischen Cheder-Unterricht besuchte Shraibman eine rumänische Schule, studierte am Czernowitzer Lehrerseminar und arbeitete dann eine Weile lang in Bukarest unter anderem als Souffleur am jiddischen Theater. Nachdem er den Zweiten Weltkrieg als Feldarbeiter in



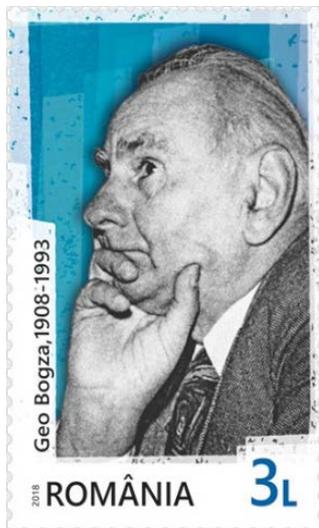
Büste von Alexander Puschkin (1799-1837) im kleinen Park des Hauses, in dem er 1820 zwei Monate nach seiner Ankunft in Kischinau/Chişinău wohnte; Puschkin musste bis 1823 in Bessarabien bleiben. Im Jahr 1948 wurde der gesamte Gebäudekomplex zum Museum für den russischen Nationaldichter ausgebaut.

Foto: Josef Sallanz

Usbekistan überlebt hatte, schrieb er unter den Bedingungen der repressiven stalinistischen Kulturpolitik nur noch für die Schublade und begann erst in den 1960er Jahren wieder damit, seine Arbeiten zu veröffentlichen. Er wurde für lange Jahre Mitarbeiter der jiddischsprachigen Zeitschrift „Sowetisch Hejmland“ und veröffentlichte eine Vielzahl an insbesondere kürzeren Prosatexten.

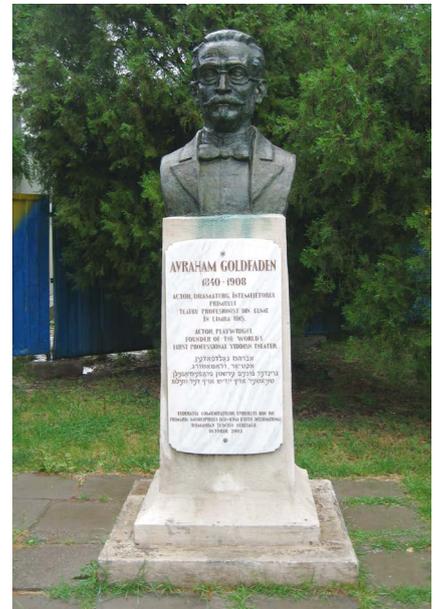
In die eingangs erwähnte Erzählung Shraibmans über den Spaßmacher Sholem Khanakhes mischen sich wiederholt aufbrechende Zweifel des Erzählers, ob es nicht zu spät sei, ob er sich nicht zu spät erinnere. Raschkew hat durch seine periphere Lage keinen Ort im Imaginären und damit auch nicht in der kollektiven Erinnerung. Nicht nur die Shraibman vor dem Hintergrund seiner Biographie sicherlich sehr bewusste Gefahr der physischen Auslöschung des jüdischen Städtchens durch die Ermordung und Deportation seiner Bewohner spielt hierbei eine Rolle, sondern auch das Wissen darum, dass die Erinnerung an Raschkew in höchstem Maße fragil ist. Jedoch wird bei Shraibman diese Situation der Bedrohtheit gerade zum Ausgangspunkt und Motor des Erzählens: „Man muss nur weitererzählen!“ Der Erzähler kämpft somit gewissermaßen gegen die Gefahr des Vergessens an, dagegen, aus dem Zentrum, dem einzigen erinnerungswürdigen Ort, in die dem Vergessen preisgegebenen, geschichtslosen Randregionen verdrängt zu werden.

Vom Zentrum Bukarest in die Peripherie begibt sich der rumänische Schriftsteller Geo Bogza, wenn er einen Abschnitt seiner literarischen Reportagen aus der Reihe „Țări de piatră, de foc și de pământ“ (Länder von Stein, Feuer und Erde) Bessarabien widmet. Gegenüber Shraibman, der in einem mehr oder weniger autobiographischen Duktus schreibt, wählt Bogza das von einem Verhältnis der Fremdheit ausgehende Genre der Reportage. Vor dem Hintergrund dessen, dass Bessarabien – genauer gesagt die Moldauische Demokratische Republik – im Jahr 1918 Teil Rumäniens wurde und für den rumänischen Leser somit gleichermaßen vertraut und neu erscheinen musste, setzte sich Bogza mit der Problematik des Exotismus selbstreflexiv in einem seiner Texte auseinander, nämlich in „Misterele Chișinăului“ (Die Geheimnisse von Kischinau). In bewusster Anspielung an Eugène Sues reißerischen Bestseller des 19. Jahrhunderts „Die Geheimnisse von Paris“ schildert er einen journalistischen Streifzug in eines der Elendsviertel am Stadtrand, natürlich unter Polizeischutz – eine Praxis, die heutzutage wohl als „Slumtourismus“ bezeichnet würde. Der Abscheu gegenüber



Der rumänische Schriftsteller und Journalist Geo Bogza (1908-1993). Quelle: Rumänische Post

dem hieraus resultierenden entwürdigenden Blick auf die Menschen, die zum Gegenstand der Reportage werden, läuft für Bogza mit der Feststellung der Banalität des Elends zusammen: „Die Geheimnisse Kischinaus? Wanzen, Läuse, Hunger, Elend. So sind vielleicht die Geheimnisse aller Vorstädte der Welt.“ Aber trotzdem: Voller Befremden wohnt er in „Cum începe Basarabia“ (Wie



Denkmal des Dichters, Dramaturgen, Regisseurs und Schauspielers Abraham (Avraham) Goldfaden (1840-1908) in Jassy/Iași.

Foto: Cezar Suceveanu / CC BY 2.5

Bessarabien beginnt) einer Bestattungszeremonie bei, wähnt sich bei einem fernen afrikanischen Volk und bemerkt voller Verwunderung, dass er bei der fünfzehnstündigen Autofahrt von Bukarest nach Bessarabien zwei, drei Jahrhunderte in die Vergangenheit zurückgereist sei. Eine andere, aus der rumänischen Perspektive geographisch ebenfalls periphere Region, die Bukowina, rückt beim Vergleich mit Bessarabien in die Nähe des Zentrums. Voller Verwunderung stellt Bogza an der Grenze fest: „Nur einige Meter weiter auf der anderen Seite hielten die Straßenbahnen von Czernowitz, befanden sich die modernen Schwimmbäder mit Lautsprechern und schlanken Körpern in Badeanzügen.“

Und doch haben sich bessarabische Schriftsteller in die Zentren der Moderne bewegt, nicht nur nach Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți), sondern sogar bis nach New York. Das ist der Fall des aus Beltz/Bălți stammenden jiddischen Schriftsteller Boris Sandler, der bis 2016 die bedeutendste jiddische Zeitung, den „Forverts“, leitete und eine der führenden literarischen Stimmen der jiddischen Gegenwartsliteratur ist. Seine Texte spielen teilweise in Bessarabien, doch auch das Leben jüdischer Migranten aus Bessarabien in den USA und Israel kommt bei ihm zur Sprache, etwa in dem in englischer Übersetzung vorliegenden Novellenband „Red Shoes for Rachel“. Die bei ihm auftretenden Migrantfiguren haben es ins Zentrum geschafft, doch die Peripherie – oftmals in Form traumatischer Erinnerungen an den Holocaust – folgt ihnen, auch bis nach New York oder Tel Aviv.

Tobias Larenz studierte Germanistik und Jüdische Studien in Heidelberg. Seine Interessensschwerpunkte liegen in der hebräischen, jiddischen und rumänischen Philologie sowie in der Kultur- und Ideengeschichte des osteuropäischen Judentums.

Die Freude am Leben und die Kunst des Überlebens

VON MARIA ROXIN

Ein Gruß aus wohlvertrautem Land
hängt jetzt an meiner Zimmerwand
und spricht: Gedenk der Zeit
der reichen Lese, reicher Saat
im südlichen Banat.
Ein Teller ist zu mir gerollt
mit bunten Farben, etwas Gold,
wer ihn in dieses Land gebracht,
hat sicher nicht daran gedacht,
daß er mir solche Freude macht
Else Kornis, „Wandteller“

Else Kornis gehört zu jener Kategorie von Dichterinnen und Dichtern, die im Schreiben ein Heilmittel gegen Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit gefunden haben. Sie erlebte zwei Weltkriege, machte Zeiten voller sozial-

ler und kultureller Umbrüche durch und fand trotzdem die Kraft, weiterhin mit Zuversicht in die Zukunft zu blicken.

Geboren wurde sie am 24. Januar 1889 als fünftes Kind einer jüdischen Prager Familie. Ihr Vater, Adolf Pereles, war bis zu seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr als Kaufmann tätig. Danach erkrankte er an einer schweren Depression und beteiligte sich kaum noch am Familienleben. Unter diesen Umständen übernahm die Mutter, Mathilde Pereles, die



Else Kornis in ihren Jugendjahren. (Die beiden Fotos von Else Kornis werden mit freundlicher Genehmigung von Getta Neumann, Herausgeberin der Onlinepublikation „Minipedia iudaică timișoreană“ und Autorin des Buches „Destine evreiești la Timișoara“ [Jüdische Schicksale in Temeswar], Hasefer Verlag, Bukarest 2014, veröffentlicht.)

volle Verantwortung für den Unterhalt der Familie und richtete im Haus eine kleine, aber erfolgreiche Schneiderei für Kinderkleidung ein.

Bereits als Schülerin zeichnete sich Kornis durch eine große Leidenschaft für das Lesen aus. Die Freude an der Lektüre teilte sie mit ihrem Vater. Seit seiner Erkrankung suchte er Zuflucht in der Literatur und mied

die Gesellschaft anderer. Kornis' angeborene Offenheit und Neugier für Neues wirkten sich auch auf ihre Zensuren aus. Sie genoss die Achtung ihrer Lehrer und träumte heimlich davon, auf das Gymnasium zu gehen.

In Prag wurde der Zugang der Frauen zur gymnasialen Ausbildung schon 1890 durch die Eröffnung des Minerva-Gymnasiums möglich. Diese Bildungsanstalt mit tschechischer Unterrichtssprache war das erste Mädchengymnasium in der österreichisch-ungarischen Monarchie und in Mitteleuropa überhaupt. Für Mädchen war der Besuch eines Gymnasiums auch Anfang des 20. Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich, sondern eher ein Privileg. Der Zugang zu weiterführenden Schulen blieb den meisten von ihnen einerseits aus finanziellen Gründen, andererseits wegen noch fortbestehender Vorurteile gegen das Frauenstudium verwehrt. Auch Kornis stieß auf den Widerstand der Familie und trat auf Anraten des älteren Bruders in eine Handelsschule ein. Im Anschluss machte sie noch eine zweijährige Ausbildung als Modistin.

Dann arbeitete Kornis zeitweilig in einem Hutsalon in der Wassergasse. Im gegenüberstehenden Haus wohnte damals der menschen scheue Rainer Maria Rilke, dessen Gedichte Kornis schon als Schülerin atemlos las. Der Dichter machte durch seine Traurigkeit einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf sie. Die Gelegenheit, ihn persönlich kennenzulernen, ergab sich jedoch nie.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wies Prag ein reges und vielfältiges kulturelles Leben auf. Kornis nahm voller Begeisterung an Lesungen und Konzerten, sowie an Opern- und Theatervorstellungen in deutscher und tschechischer Sprache teil. Auch die nachmittäglichen Tanzkurse im barocken Palais Colloredo-Mansfeld waren ein besonderes Ereignis. Sie kam in Kontakt mit einigen der bedeutendsten Prager Autoren: Egon Erwin Kisch, Willy Haas, Jaroslav Hašek und Paul Kornfeld. Mit Franz Werfel war sie sogar seit ihrer Kindheit befreundet.

Der Anstoß zum Schreiben kam aber von Ernst Polak, einer zentralen Figur des damaligen literarischen Lebens. Der scharfsinnige und außerordentlich belebte Polak war geschätzter Freund und Berater vieler Schriftsteller. Der Treffpunkt dieser jungen Autorengeneration war anfangs das Prager Café Central, das über 18 Räume und mehr als 300 Journalen verfügte, und ab 1907 das Café Arco. Die Begegnung mit Polak veränderte Kornis' Leben grundlegend. In ihrem Erinnerungsbuch „Kindheit und Jugend im alten Prag“ (1972) entwirft Kornis ein eindruckliches Bild des Literaten. Die langen Spaziergänge durch die verschneiten Prager Parks, die vielen Lesungen und Theaterbesuche, die

täglich geschriebenen Briefe blieben ihr zeitlebens in Erinnerung. Beide stammten aus bescheidenen Verhältnissen, so dass sie sich von Anfang an der Aussichtslosigkeit ihrer Liebe bewusst waren. Nach dem unerwarteten Tod ihres Vaters musste sie auf Druck der Familie eine Konvenienzehe eingehen. Die schmerzhaft Trennung von Polak und ihrer Geburtsstadt stellen einen Wendepunkt dar.

Ihren künftigen Ehemann, Karl Kornis, lernte die Dichterin durch Vermittlung eines ihrer Brüder kennen. Er führte ein Geschäft für Farbwaren, Chemikalien und Baumaterialien in Temeswar/Timișoara, der Hauptstadt des Banats. Er galt als anständig, gebildet und bedachtsam. Temeswar war ihr damals noch völlig unbekannt. Sie betrachtete die Stadt als eine Zuflucht, einen entfernten Winkel der Welt, „wo wahrscheinlich die Füchse einander Gutenacht sagen“, wie aus dem bereits erwähnten Erinnerungsbuch „Kindheit und Jugend im alten Prag“ hervorgeht.

Temeswar übertraf ihre Erwartungen in jeder Hinsicht. Im Haus der Familie Kornis verkehrten bald Persönlichkeiten wie der Maler und Architekt Albert Krausz, der in der Temeswarer Vorstadt Fabrik geborene Dichter Endre Károly, der Maler Oskar Szuhaneck, Ferdinand Gallas und dessen Frau Jenny Janura. Es herrschte eine geistig anregende Atmosphäre und oft entstanden auch leidenschaftliche literarische und künstlerische Debatten.



Im Bukarester Kriterion-Verlag erschien 1972 der Erinnerungsband von Else Kornis: „Kindheit und Jugend im alten Prag“.



Die Familie Kornis bezog 1919 eine Wohnung im Neptun-Palast, der auch Neptunbad (rum. Baia Publică Neptun, ung. Hungaria fürdő) genannt wurde. Das Gebäude, in dem sich eines der neun öffentlichen Bäder von Temeswar/Timișoara befand, wurde zwischen 1912 und 1914 nach den Plänen des Architekten László Székely errichtet. (Postkarte)

Auch die Lyriker und Übersetzer Franyó Zoltán und Franz Liebhard gehörten zum Bekanntenkreis der Dichterin. Nach Marius Cornea, Kurator im Banater Museum Temeswar, habe Kornis ein Gästebuch geführt, in dem ihre Freunde und Bekannte kurze Texte oder Zeichnungen hinterlassen haben. Der Bildhauer und Grafiker Ferdinand Gallas fertigte für sie ein Exlibris an. Ihre ebenfalls von Gallas geschaffene Büste

befindet sich heute im Besitz des Banater Museums Temeswar.

Im Jahr 1919 zog die Familie Kornis in den dritten

Stock des Neptun Palastes um. Ursprünglich war dieses imposante Jugendstilgebäude unter dem Namen Hungária fürdő (Ungaria Bäder) oder Székely Haus bekannt. Es kam eine ruhige Zeit, mit gelegentlichen Reisen nach Wien oder Prag. Durch Erteilen von Privatstunden versuchte die Dichterin die Tanzausbildung ihrer Tochter Vera bei der berühmten Pionierin des österreichischen Ausdruckstanzes Gertrud Bodenwieser zu finanzieren.

Die aktive Teilnahme am Temeswarer Kulturleben führte auch zur Bekanntschaft mit dem Schriftsteller und Journalisten Franz Xaver Kappus, der durch seinen im Zeitraum 1903-1908 geführten Briefwechsel mit Rainer Maria Rilke berühmt geworden war. Dank der Unterstützung von Kappus publizierte Kornis 1924 eine Ady-Übersetzung in der „Temesvarer Zeitung“. Es war der Beginn einer fruchtbaren Zusammenarbeit. Dem Debüt mit der Übertragung des Gedichts „Vetter Tod“ folgten zahlreiche Übersetzungen aus dem Ungarischen bzw. aus dem Rumänischen ins Deutsche, sowie eigene Gedichte und Essays. In Zusammenarbeit mit dem Bildhauer Ferdinand Gallas veröffentlichte Kornis um 1933 „Das wiedergefundene Lachen“, eine Bildermappe mit Linolschnitten.

Das Jahr 1933 stellte einen Einschnitt in Kornis' Leben dar. Nach zwanzig Jahren harmonischer Partnerschaft starb ihr Ehemann. Zum Glück ahnte er die künftigen Gräuel des Zweiten Weltkrieges nicht. Aus dieser „zivilisierten Ehe“, wie sie Else Kornis nannte, gingen drei Kinder hervor: Vera (1914), Geza (1917) und Ernő (1919). Geza übernahm das Familiengeschäft

zusammen mit seinem Vetter Franz Mann. Der wachsende Antisemitismus war auch in Temeswar immer stärker spürbar. Wegen seiner Teilnahme an der antifaschistischen Bewegung und der Sympathie für die Kommunistische Partei wurde Geza Kornis 1942 verhaftet und ins Konzentrationslager Wapniarka im von Rumänien verwalteten Transnistrien interniert. Von dem Terror in diesem Lager und der absichtlichen Vergiftung der Internierten durch *Lathyrus sativus*, Futtererbsen, erzählte Kornis fast sechzig Jahre später in seinem Buch „Überlebt durch Solidarität. KZ Wapniarka, Ghetto Olgopol in Transnistrien, Arbeitslager in Rumänien, ein Zeitzeugenbericht“ (2004). Erst im Januar 1944 konnte Geza Kornis nach Temeswar zurückkehren, jedoch nicht für lange Zeit. Es folgte eine Internierung im Arbeitslager Lucareț, aus dem er erst im September 1944 entlassen wurde.

In diesen unruhigen Jahren suchte Kornis Zuflucht im Schreiben. Die in dieser Zeit entstandenen Gedichte wurden 1945 zusammen mit anderen Übersetzungen im Band „Geleit durch die Zeit“ publiziert. In der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre nahm die Anzahl der Veröffentlichungen in deutscher Sprache in Rumänien zu. In Bukarest wurden neue Verlage gegründet und Kornis fasste 1950 den Entschluss, in die Hauptstadt zu ziehen. Die Dichterin fand auch dieses Mal die Kraft zu einem Neubeginn.



Else Kornis entfaltete in Temeswar/Timișoara zwischen 1913 und 1950 sowie später in Bukarest zwischen 1950 und 1975 eine rege Tätigkeit als Dichterin, Übersetzerin und Kinderbuchautorin.
Quelle: http://www.bjt2006.org/Minipedia_Judaica_Timisoreana.pdf

Kornis verfasste in den kommenden Jahren weitere Gedichtbände „Immer vorwärts! Verse“ (1955), „Jahre kommen, Jahre gehen“ (1964), „Feierabend. Gedichte“ (1967). Immer mehr wandte sie sich der Kinderliteratur zu. Bis Mitte der 1970er-Jahre veröffentlichte Kornis rund dreizehn Kinderbücher und über dreißig Übersetzungen aus dem

Rumänischen oder Ungarischen ins Deutsche. Zu den gelungensten Übersetzungen zählen Petre Ispirescus „Jugend ohne Alter und Leben ohne Tod“ (1962), Nicolae Labiș' Gedichtband „Erste Liebe“ (1963, in Zusammenarbeit mit Lotte Berg) und Anton Panns „Sprichwörter-sammlung oder die Geschichte des Wortes“ (1973).

Nach der Ausreise ihres Sohnes Geza verließ auch Else Kornis das kommunistische Rumänien. Sie besuchte mithilfe eines Tourismusvisums ihre in New York lebende Tochter. Auch im Alter von 86 Jahren wagte sie einen Neuanfang. Kornis sehnte sich aber nach Europa zurück und übersiedelte mit der Unterstützung ihrer Kinder nach Deutschland, wo sie in einem ökumenischen Zentrum in Ottmaring bei Augsburg aufgenommen wurde. Dort blieb die Dichterin bis zu ihrem Tod im Jahr 1983.

Als 92-Jährige legte Kornis ihren letzten Lyrikband „Tagebuchblätter“ (1981) vor. In einem ihrer späten Gedichte wies sie auch auf das Geheimnis ihrer beeindruckenden Lebensfreude hin:

Ruf ja nichts zurück
Blick ja nicht zurück
auf verwelktes Glück,
auf vertrocknete Sorgen.
Immer kommt
noch ein Morgen
mit fremdem Gesicht,
fürchte es nicht.
Auch es wird verschwinden,
in ein Gestern münden,
ruf ja nichts zurück.

Dr. Maria Roxin ist wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Germanistik an der West-Universität Temeswar/Timișoara.



Titelblatt des 1963 erschienenen Gedichtbandes „Erste Liebe“ von Nicolae Labiș, der von Else Kornis in Zusammenarbeit mit Lotte Berg übersetzt wurde.

Schauplatz der Geschichte und Erinnerungsort: Kleinsommersberg

VON MATTHIAS BAUER

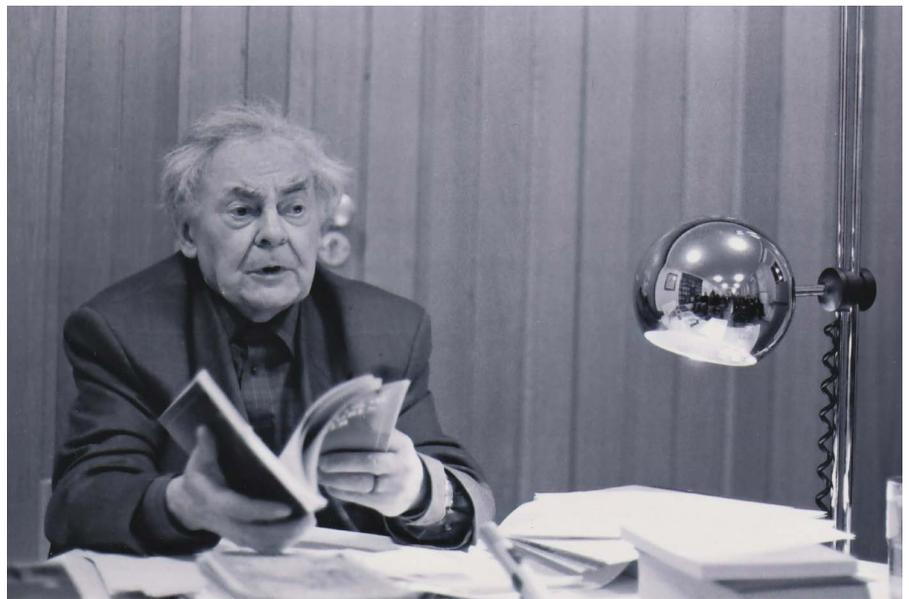
Die Vergegenwärtigung geschichtlicher Zusammenhänge ist eine Leistung von Literatur, die auf das Wechselspiel von Erinnerungsvermögen und Einbildungskraft vertraut. Dieses Wechselspiel setzen beileibe nicht nur historische Romane in Szene, die als Epochengemälde angelegt sind und fiktive Handlungen in realhistorische Entwicklungen einbetten. Der erste deutschsprachige Schriftsteller, der 1902 den Nobelpreis für Literatur erhielt, war Theodor Mommsen (1817-1903), dessen „Römische Geschichte“ ein Meisterwerk der Quellenkunde wie der Erzählkunst darstellt. Da die überlieferten Fakten, für sich betrachtet, noch keinen Sinnzusammenhang ergeben, müssen sie dramaturgisch behandelt werden, müssen ihre Implikationen und Konsequenzen anschaulich beschrieben werden. Hayden White, ein Theoretiker der Geschichtsschreibung, hat diese Erkenntnis im Titel eines Buches auf den Punkt gebracht: „Auch Klio dichtet“.

Trotz des erweiterten Literaturbegriffs, der wissenschaftliche Abhandlungen und Sachbücher ebenso wie Novellen oder Dramen umfasst, würde allerdings kaum jemand bestreiten, dass Romane wie Tolstois „Krieg und Frieden“ (erste Fassung 1863-67; zweite Fassung 1868/69) oder Fontanes „Vor dem Sturm“ (Erstveröffentlichung 1878) das Wechselspiel von Erinnerungsvermögen und Einbildungskraft mit anderen Mitteln und anderen Wirkungen inszenieren als es selbst wortgewaltige Historiker tun. Wenn es so etwas wie eine romanhafte Gedächtnisbildung gibt, liegt ihre Eigenart offenbar in der Vergegenwärtigung geschichtlicher Zusammenhänge anhand von Erlebnisperspektiven, die Reales und Fiktives zu einprägsamen Bildern verdichten. Diese Bilder sind stets an Schauplätze gebunden und stehen daher in einem spezifischen Verhältnis zu den so genannten Erinnerungsorten.

Unter einem Erinnerungsort (*lieu de mémoire*) versteht der französische Historiker Pierre Nora jeden Topos, auf den das Gedächtnis einer Kultur Bezug nimmt. Das kann ein geschichtsträchtiges Gebäude wie die Wartburg, ein ehemaliges Schlachtfeld wie der Teutoburger Wald oder eine mythische Figur wie Hermann der Cherusker sein. Erinnerungsorte sind gleichsam Gemeinplätze des kollektiven Gedenkens – angesiedelt an der Schnittstelle von Überlieferung und Legendenbildung, kurzum: Gedenkstätten der Imagination. Auch sie kommen nicht

ohne das Wechselspiel von Erinnerungsvermögen und Einbildungskraft aus, die sich in der Verbindung einer bestimmten Gestalt mit einem spezifischen Bedeutungsgehalt zeigt: Die Wartburg ist jene befestigte Anlage in Thüringen, auf der sich Martin Luther als ‚Junker Jörg‘ versteckte und seine Bibelübersetzung in Angriff nahm – ein Ort, den man bis heute besichtigen kann, dessen Erinnerungswert sich aber nicht aus seiner geografischen Lage, sondern daraus ergibt, dass er in der Religions- und Kulturgeschichte Europas Epoche gemacht hat. Nur wer mit diesem Wissen in die enge Stube des Reformators blickt oder von der Wartburg spricht, hält sich im Raum der Geschichte auf.

Zu einem Aufenthalt im Raum der Geschichte kann auch die Lektüre eines Romans wie „Fünf Liter Zuika“ des 1930 in Hermannstadt/Sibiu geborenen Schriftstellers Paul Schuster werden, der 2004 in Berlin starb. Schauplatz dieses umfangreichen, gleichwohl unvollendet gebliebenen Erzählwerks ist Kleinsommersberg, ein Dorf am Fuße der Karpaten, das man zwar nur in der Vorstellung betreten kann, das dort aber zu einem überaus aufschlussreichen Erinnerungsort verdichtet wird. Insofern der Akt des Lesens ein Prozess der gelenkten Selbstvermittlung von Bedeutung ist, läuft die Lektüre von Schusters Roman auf eine kritische Reflexion der Zwi-



Paul Schuster am 4. März 2004 während seiner Lesung im Haus des Deutschen Ostens in München.
Foto: Konrad Klein

schienkriegszeit in Rumänien hinaus. Denn das durchaus komplexe Geschichtsbild, das der Text entwirft, wird zum einen durch verschiedene Erlebnisperspektiven und zum anderen durch das Wissen über den weiteren Verlauf der Realhistorie gebrochen.

Indem der Autor das retrospektive Wissen seiner Leser einerseits stillschweigend voraussetzt und andererseits für die Dauer der erzählerischen Vergegenwärtigung der Romanhandlung suspendiert, überführt er den Mikrokosmos von Kleinsommersberg in ein Anschauungsmodell, das den Lesern nachhaltig zu denken gibt. Die historischen Ereignisse werden nicht nur durch verschiedene Erlebnisperspektiven gebrochen, sie weisen jeweils auch verschiedene ideologische Akzente auf und ergeben in der Summe eine regelrechte Polyphonie unterschiedlicher, zunehmend gegensätzlicher Weltanschauungen und Lebensentwürfe, Selbst- und Fremdbeschreibungen.

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Inhaltsangabe des Zweiten Kapitels zum Vierten Teil des Romans, dessen Überschrift „Der neue Käse“ nicht nur auf eine Produktionsstätte der Milchverarbeitenden Industrie, sondern eben auch auf die völkische Propaganda anspielt, die sich in Kleinsommersberg breit macht. Das Kapitel „beschäftigt sich mit gewissen Unstimmigkeiten zwischen den ‚Christdeutschen Erneuerern‘ und Seiner Hochwürden, dem Herrn Bischof, und belehrt den Leser über die vielen einander sehr zuwiderlaufenden Meinungen, welche die verschiedenen Personen und Persönlichkeiten über jenes Geheimnis haben, welches man Politik nennt“.

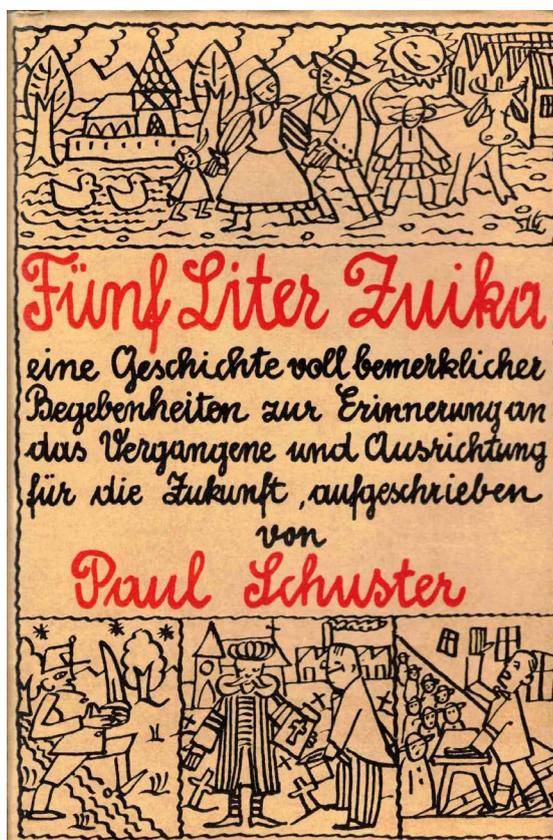
Sehr klar kommt hier der polyphone Zuschnitt des Romans, in dem sich unterschiedliche Stimmen, Ideen und Ideologien überlagern, zum Ausdruck. Im Kopf der Leser hallen die Unstimmigkeiten, die sich zwischen den Figuren ergeben, wider und lösen vor allem deshalb eine Infragestellung vermeintlicher Gewissheiten aus, weil die Differenzen nicht, wie man vielleicht erwarten würde, zwischen den Siebenbürger Sachsen und den Rumänen oder den ‚Zigeunern‘, sondern innerhalb der ‚Nationalitäten‘ aufbrechen. Im Vordergrund stehen dabei die Differenzen unter den Deutschen: Zwischen den Mächtigen und den Ohnmächtigen, zwischen den Kriegsgewinnlern und den -verlierern, zwischen den fanatischen und den moderaten Kräften, zwischen den Durchtriebenen und den Leutseligen. Mehr und mehr wird der Schauplatz der erzählten Geschichte zu einem Kampfplatz um Einfluss, um Recht und Gerechtigkeit – und um die Deutungshoheit. Liegt das Heil der Siebenbürger Sachsen in der Übereinkunft mit den Nationalsozialisten, mit den Autoritäten der Kirche oder in der Verständigung mit jenen, die zwar eine andere Sprache sprechen, aber

dennoch genauso zum Dorf gehören und zum Gemeinwohl beitragen wie die für ihre Tüchtigkeit bekannten Deutschen?

Schuster war einer jener Autoren, die nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs am Aufbau einer besseren Welt mitwirken wollten. Von 1949 bis 1951 arbeitete er in der Redaktion der in Bukarest verlegten, deutschsprachigen Tageszeitung „Neuer Weg“, deren Titel Programm war. Da er jedoch nicht bereit war, Artikel zu verfassen, die gegen vier seiner ehemaligen Lehrer vom Hermannstädter Samuel von Brukenthal-Gymnasium verwendet werden sollten, wurde ihm 1951 gekündigt. Sein Versuch, daraufhin ein Theologie-Studium aufzunehmen, scheiterte umgekehrt an seiner journalistischen Tätigkeit. So wirkte Schuster mehrere Jahre lang als Lehrer in einem siebenbürgischen Dorf. Er kannte die Szene, die er in seinem Roman schildert, somit aus eigener Anschauung. 1955/56 gewann er in einem Preisausschreiben neben Andreas Birnkner den ersten Preis für die Novelle, aus der dann sein Hauptwerk „Fünf Liter Zuika“ werden sollte. Aus Sicht der Jury schilderte der eingereichte Text den mühevollen Weg

der Menschen eines siebenbürgisch-sächsischen Dorfes zum sozialistischen Heute.

Schuster galt also nicht als Regimegegner. Mit seinem Roman und weiteren Erzählungen wollte er zur sozialistischen Erneuerung der Gesellschaft und zur Verständigung zwischen den verschiedenen Nationalitäten in Rumänien beitragen. Doch vor allem seine Verbindung zum jüdischen Dichter Moses Rosenkranz (1904-2003) erregte den Argwohn der Behörden. Spätestens nach Rosenkranz' Ausreise 1961 wurde Schuster, der seit 1959 wieder in Bukarest lebte, von dem rumänischen Gemeindienst Securitate bespitzelt. Gleichwohl erhielt er 1968 für den zweiten Band seines Romans – der erste war 1962 erschienen – den Preis des Schriftstellerverbandes für die Literatur der Minderheiten in Rumänien. Wohl in diesem Kontext kam es zu einem Treffen rumäniendeutscher Intellektueller mit Staats- und Parteichef Nicolae Ceaușescu (1918-1989), in dem Schuster entschieden für die Liberalisierung von Kunst und Literatur eintrat. Schon davor hatte er zusammen mit Redaktionskollegen der Zeitschrift „Neue Literatur“ ein Förderprogramm für junge Autorinnen und Autoren aus dem Banat aufgelegt, das die Förderung nicht von



Titelbild der Erstausgabe des Romans „Fünf Liter Zuika“ (erster Band) von Paul Schuster erschienen 1963 im Bukarester Meridiane-Verlag.

ihrer ideologischen Übereinstimmung mit dem Regime abhängig machte. 1971 kehrte Schuster nicht mehr von einer Reise in die Bundesrepublik Deutschland zurück, ließ sich in West-Berlin nieder und lebte fortan in erster Linie von Schreibkursen und Radiosendungen. Eine breite Rezeption seiner Werke steht in Rumänien wie in Deutschland noch ebenso aus wie eine intensive Beforschung seiner Bedeutung für den Kulturtransfer zwischen Ost- und Westeuropa.

Schuster, der sich insbesondere für die Roma in seinem Heimatland engagierte, hat auch Kinder- und Jugendbücher verfasst, die in Hermannstadt spielen. Die Erzählung „Der Teufel und das Klosterfräulein“ (1955) fordert einen Vergleich mit Erich Kästners Schul-Roman „Das fliegende Klassenzimmer“ (1933) heraus und vergegenwärtigt die von tiefem Misstrauen gegenüber dem kommunistischen Staat geprägte Situation der Siebenbürger Sachsen in der Regierungszeit von Gheorghe Georghiu-Dej (1901-1965). „Yoko und Tadashi“ (1969) ist in der Zwischenkriegszeit angesiedelt und bildet insofern ein Seitenstück zu „Fünf Liter Zuika“, als Schuster in diesem Buch sein Lebensthema, den gesellschaftlichen Ein- oder Ausschluss einzelner Personen oder bestimmter Minderheiten, kindgerecht verhandelt (was nicht ausschließt, dass auch Erwachsene dieses Buch mit Gewinn lesen).

Novellen wie „Strahlende Sonne“ (1961) oder „Februarglut“ (1963) problematisieren ähnlich wie die Prosastücke in dem Sammelband „Alte Sachen – Neue Brillen“ (1964) die Möglichkeiten und Grenzen persönlicher wie politischer Neuorientierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, während die späten, in der Bundesrepublik entstandenen Erzählungen „Huftritt“, „Treu und Redlichkeit“ oder „Heilige Căcilia“ (2003) einen gleichsam geläuterten, ernüchterten Blick auf die sozialen Verhältnisse werfen, die schon in „Fünf Liter Zuika“ geschildert werden. Wahrscheinlich, so darf man spekulieren, ist dieser Roman auch deshalb unvollendet geblieben, weil Schuster in den 1960er-Jahren die Zuversicht in die sozialistische Erneuerung der rumänischen Gesellschaft abhandengekommen war. Denkbar ist aber auch, dass er in Rumänien keine Möglichkeit sah, den dritten und letzten Band seines Romans zu veröffentlichen, der unter anderem die Folgen des Frontwechsels am 23. August 1944 und die im Januar 1945 einsetzende Deportation vieler Deutscher in die Sowjetlager schildern sollte.

Schließlich lässt sich die Ansicht vertreten, dass die Geschichte, so wie sie in den publizierten Teilen von „Fünf Liter Zuika“ erzählt wird, in sich abgerundet ist. Denn der Roman beginnt mit der Rückkehr eines Bauern aus dem Ersten Weltkrieg und endet mit dem Entschluss seines Sohnes, in den Zweiten Weltkrieg zu ziehen. Eindrücklicher hätte Schuster die Frage nach dem Sinn der Geschichte, nach dem ‚Spielraum‘ des einzelnen Menschen in bewegten Zeiten und dem Beitrag der

romanhaften Gedächtnisbildung zu einer Erinnerungskultur, die Lehren aus der Vergangenheit zieht, kaum stellen können. In der anhaltenden Virulenz dieser Frage liegt die Aktualität des Romans und sein Erkenntniswert für alle Leser, die sich für die Akkumulation vieler kleiner Ereignisse zur Weltgeschichte interessieren, die vielleicht mehr über den Wandel Siebenbürgens im 20. Jahrhundert und die ideologischen Verwerfungen im Zeitalter des Totalitarismus sagen, als man in einem Geschichtsbuch erfahren kann.

Kleinsommersdorf ist Mnemotop und Menetekel, Erinnerungsort und Anschauungsmodell, Denkmal und



Festliche Veranstaltung am 8. November 1961 anlässlich des 60. Geburtstags von Gheorghe Gheorghiu-Dej (im Vordergrund), Generalsekretär der Rumänischen Arbeiterpartei und Vorsitzender des Staatsrates der Rumänischen Volksrepublik, in Bukarest; ganz rechts auf dem Foto ist der spätere Staats- und Parteichef Nicolae Ceaușescu zu sehen.

Quelle: Fototeca online a comunismului românesc, cota 30/1961

Denkanstoß zu einer Umschrift der Siebenbürger Legendenbildung. Der von Bischof Daniel Teutsch (1817-1893) genährte Mythos von einem angeblich leeren Gebiet, das die Deutschen seit dem 12. Jahrhundert besiedelt hätten, um ein ‚Bollwerk der Christenheit‘ zu errichten, wird in „Fünf Liter Zuika“ ebenso in Frage gestellt wie die Idee einer verschworenen, in sich abgeschlossenen, bodenständigen Gemeinschaft. Die Propaganda von Hitlers Parteigängern konnte in dieser Gemeinschaft, so stellt es Schuster dar, nur Anklang finden, weil dieser Mythos auf eine Abwertung anderer Kulturen oder Nationalitäten hinausgelaufen und eine bornierte Haltung hervorgebracht hatte. Dass man sich nicht nur aktiv, sondern integrativ mit dem Wandel der sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse auseinandersetzen muss, um nicht schuldhaft in diese Verhältnisse verstrickt zu werden, belegt der figurenreiche Roman an zahlreichen Episoden, indem er von der Katastrophe des Ersten zur Katastrophe des Zweiten Weltkriegs führt.

Prof. Dr. Matthias Bauer ist Literaturwissenschaftler am Seminar für Germanistik der Europa-Universität Flensburg.

Diplomatische Beziehungen während des Ersten Weltkriegs

VON CRISTINA-ADRIANA POPESCU

Die Einführung moderner Kommunikationsmittel und der Wunsch, Innovationen auf politischem Gebiet einzuführen, hatte Folgen: König Carol I. von Rumänien erhob Anspruch auf die *carrièr ouverte aux talents* für Diplomaten. Der Dichter Charles-Adolphe Cantacuzène (Cantacuzino) stand in Paris, Den Haag und Brüssel dreißig Jahre lang im diplomatischen Dienst Rumäniens. Seine Werke wurden in die französische Literatur aufgenommen, er fand aber auch in Rumänien Anerkennung. Der Diplomat war seinem Land treu, besaß Geld und hatte dank seiner Fremdsprachenkenntnisse, aber auch durch sein literarisches Werk Zugang in die höheren Kreise anderer Länder. Um ihr Heimatland würdevoll und politisch zuverlässig zu repräsentieren, hatten Diplomaten ein Immediatrecht, also den direkten Zugang zum König, der über alles immer gut informiert werden wollte. Dies geschah durch geheimen Briefwechsel. Die Idee des Dichtens als diplomatisches Vorgehen drückt sich in der Idee, allzeit nur das Beste zu zeigen, aus. Und somit wurden nur die besten Dichter aufgefordert, zu schreiben. Sie waren durch ein Gesetz in Rumänien dem König persönlich unterstellt. Die Organisation der Gesandtschaft

bzw. residenter Minister und Geschäftsträger. Ein Jahr später wurde das Gesetz ergänzt, da Rumänien mittlerweile eine andere Stellung auf der Weltkarte hatte. Die diplomatischen Vertretungen wurden dabei zu Gesandtschaften erhoben. Diese vertraten nicht nur die Interessen der Unabhängigkeit Rumäniens im Ausland, sondern hatten auch eine wichtige Rolle in der Förderung von Wirtschaft und Rechtssprechung und verrichteten notarielle Arbeit. Auf Athen, Berlin, Belgrad, Konstantinopel, London, Paris, Sankt Petersburg, Wien und Rom folgte im Jahr 1878 die Eröffnung der Gesandtschaft für Belgien und die Niederlande mit Sitz in Brüssel. Die erste internationale Gesandtschaft Rumäniens befand sich in Wien. Insgesamt gab es bis zu 27 Botschafter. 25 Jahre später gab es schon 124 Mitarbeiter im Auslandsdienst Rumäniens. Bis zum Ausbruch des Krieges 1916 eröffnete Rumänien fünf weitere Gesandtschaften, nämlich in Den Haag, Bern, Madrid, Durres und Kairo, so dass die Gesamtzahl der Vertretungen 16 erreichte.

Das von König Carol I. favorisierte westeuropäische Gesellschaftsmodell wurde von der Dynastie weitergeführt. Dies spiegelt sich in den 1917-1918 erstellten Dokumenten aus dem Politischen Archiv des Außenministeriums und des diplomatischen Korps Rumäniens wieder. Besonders interessant ist hierbei die Frage, wie sich die diplomatische Elite zur allgemeinen kulturellen Entwicklung verhielt und wie ihre Vertreter gewirkt haben, um für eine rumänische vereinte Nation das Beste aus dem Verlauf des Krieges herauszuholen.

Die Diplomatie wurde von einer politischen und intellektuellen Elite getragen. Vasile Alecsandri beschwerte sich zum Beispiel über die festlichen Empfänge und Treffen, die er organisieren sollte. Die Gesandten hatten hierbei eigentlich nicht das entscheidende Wort, konnten nicht selbständig Vereinbarungen treffen. Manche waren germanophil, andere frankophil, eine Gruppe gehörte einer führenden Partei an, eine andere der anderen, sie wechselten sich ab, je nachdem, wer an der Regierung direkt beteiligt war. Die größte Anzahl der „Deutschfreundlichen“ setzte sich aus Historikern und Universitätsprofessoren zusammen. Viele hatten sich gegen eine Kriegsteilnahme ausgesprochen. Die Diplomaten hätten nicht als politisch zuverlässig gelten können, wenn unter ihnen nicht solche Persönlichkeiten wie Martha Bibescu, Ion Pillat oder die an der Coasta de Argint - Universität in Baltschik (bulg. Balčik, rum. Balcic) wirkenden Kulturschaffenden, zu denen auch der rumäniendeutsche



Das Denkmal von Vasile Alecsandri (1821-1890), rumänischer Schriftsteller, Politiker und Diplomat, vor der Nationalbibliothek der Republik Moldau in Kischinau/Chișinău. Foto: Josef Sallanz

ten Rumäniens erfolgte entsprechend den internationalen Verordnungen, die im Einklang mit den im Aachener Kongress von 1818 festgelegten Normen standen. Am 7./12. September 1878 wurde per Dekret ein Gesetz verabschiedet, das den Titel und den Rang des Gesandten bestimmte. Die Diplomaten wurden in drei Kategorien eingestuft: außerordentlicher Gesandter, bevollmächtigter

oder residenter Minister und Geschäftsträger. Ein Jahr später wurde das Gesetz ergänzt, da Rumänien mittlerweile eine andere Stellung auf der Weltkarte hatte. Die diplomatischen Vertretungen wurden dabei zu Gesandtschaften erhoben. Diese vertraten nicht nur die Interessen der Unabhängigkeit Rumäniens im Ausland, sondern hatten auch eine wichtige Rolle in der Förderung von Wirtschaft und Rechtssprechung und verrichteten notarielle Arbeit. Auf Athen, Berlin, Belgrad, Konstantinopel, London, Paris, Sankt Petersburg, Wien und Rom folgte im Jahr 1878 die Eröffnung der Gesandtschaft für Belgien und die Niederlande mit Sitz in Brüssel. Die erste internationale Gesandtschaft Rumäniens befand sich in Wien. Insgesamt gab es bis zu 27 Botschafter. 25 Jahre später gab es schon 124 Mitarbeiter im Auslandsdienst Rumäniens. Bis zum Ausbruch des Krieges 1916 eröffnete Rumänien fünf weitere Gesandtschaften, nämlich in Den Haag, Bern, Madrid, Durres und Kairo, so dass die Gesamtzahl der Vertretungen 16 erreichte.

Schriftsteller Oscar Walter Cisek zählte, gewesen wären.

Die historischen Voraussetzungen waren von drei Ereignissen gekennzeichnet. Am 27. August 1916 erklärt Rumänien dem Österreichisch-Ungarischen Reich den Krieg. Seine Politik gegenüber der Doppelmonarchie hatte Rumänien in den Jahren 1912-1913 nach dem Gewinn der Süddobrudscha (Cadrilater) infolge der Balkan-Kriege geändert. Deutschland und die Türkei ihrerseits erklärten am 28. und 30. August Rumänien den Krieg, während Bulgarien direkt in das rumänische Territorium einmarschierte.

Die Militäreinsätze der rumänischen Armee im Ersten Weltkrieg begannen im August 1916, nachdem Rumänien den Vertrag mit dem Dreibund gekündigt hatte und eine Offensive in Siebenbürgen startete. Es folgten der Gegenangriff der Mittelmächte und deren Sieg im September 1916 in Tutrakan (rum. Turtucaia). Unter militärischen und taktischen Gesichtspunkten war die gleichzeitige Überquerung der zwei Flüsse Alt und Donau von entscheidender Bedeutung. Am 26. Oktober war die Dobrudscha vollständig von ausländischen Truppen erobert. Der deutsche General von Mackensen erkannte beim Betrachten der Brücke Cernavodă, dass diese repariert und benutzt werden könnte. Somit gelangten die deutschen Truppen aus mehreren Richtungen nach Bukarest. Nach dem Erfolg der Belagerung der rumänischen Hauptstadt durch deutsche, österreichisch-ungarische, bulgarische und türkische Truppen wurde das Ausmaß des Desasters für jeden sichtbar. Es begann ein Besatzungsregime.

Um einen größeren Bewegungsspielraum hatten die Diplomaten schon 1914 gekämpft, als im August der rumänische Kronrat die Neutralitätshaltung beschloss und das diplomatische Ringen zwischen den Mittelmächten und der Entente um das Königreich begonnen hatte. Während dieser Beschluss in Sinaia gefasst wurde, waren am Kronrat in Cotroceni August 1916 andere Entscheidungsträger beteiligt. Geleitet wurden die Verhandlungen von König Ferdinand, dem Kronprinzen Carol, Vertretern des Ministerrats und des Parlaments, von ehemaligen Präsidenten des Ministerialrates und des Senats sowie deren ehemaligen Vorsitzenden. Der ganze militärische Einsatz Rumäniens wäre erfolglos geblieben, wenn das Land nicht Mitarbeiter des Geheimdienstes eingesetzt hätte, die unbemerkt von der Öffentlichkeit für die Erhaltung des rumänischen Staates arbeiteten. Selbstverständlich kann man nicht von einer durchorganisierten und einheitlichen Gruppierung im modernen Sinne sprechen. Diese Strukturen hatten bis 1908 als militärische Organisationsformen funktioniert. Erst danach begannen die zivilen Agenten sich zu einer Sicherheitspolizei zu formieren. Dieser Dienst funktionierte auf gesetzlicher Grundlage, nach Verordnungen, die das erforderliche Vorgehen klar festlegten. Der Dienst hat in der Phase der rumänischen Neutralität eine Reifezeit

durchgemacht, wobei er sowohl Erfolge als auch Momente des Scheiterns zu verzeichnen hatte.

Rumänien hat einen entscheidenden Schritt zum Erfolg auf diplomatischer Ebene durch die Entwendung eines Koffers des österreichisch-ungarischen Gesandten



Der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie Chotek Herzogin von Hohenberg am 28. Juni 1914 beim Verlassen des Rathauses von Sarajewo. Einige Minuten später wurden sie von dem serbischen Nationalisten Gavrilo Princip erschossen. Quelle: Wikipedia

in Bukarest, Graf Ottokar Czernins, und durch das Entziffern der Korrespondenz des k. und k. Ministeriums des Äußeren getan, was auch den Verbündeten der Entente geholfen hat.

Auch wenn die Zeitung „Rumänischer Lloyd“ Czernin als Verteidiger der rumänischen Interessen in Siebenbürgen präsentierte, zeichnete sich dieser nicht nur durch diplomatischen Takt aus, sondern ließ auch Schattenseiten erkennen. Ein signifikanter Mangel war die Tatsache, dass er weder Ungarisch verstand, noch sprechen konnte. Im Unterschied zu den rumänischen Diplomaten wirkte er oft verwirrt und irrte sich z. B. in ernsthaften Dingen, so z. B. in der einem Erzbischof gegenüber geäußerten Annahme, dass König Carol I. evangelisch sei.

Das Attentat auf den Thronfolger des Österreichisch-Ungarischen Reiches Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 löste den Ersten Weltkrieg aus. Graf Czernin hatte mit dem Kronprinzen im Briefwechsel gestanden, so dass dessen Tod ihn sehr erschütterte. Im Laufe des Jahres 1914 vergaß er mehr oder weniger unbeabsichtigt seine Aktentasche in dem Auto, mit dem er in Bukarest hin und her gefahren wurde. Graf Czernin stand im Visier der rumänischen Geheimdienstagenten, die herausgefunden hatten, dass er von dem Chef der rumänischen Post Victor Verzea die Entzifferungscodes der rumänischen Militärkräfte und der rumänischen Politiker erhalten hatte. Die rumänischen Agenten entnahmen die Dokumente, darunter den diplomatischen Geheimcode und die Liste der Agenten, die für die Doppelmonarchie arbeiteten, und ließen bei einem Fotografen Duplikate erstellen. Anschließend übergaben sie Czernin bei der Polizei die angeblich unversehrte Tasche zurück mit der Auskunft, dass diese von einem Dieb gestohlen worden sei. Czernin bedankte sich, Rumänien aber spionierte zwei Jahre

lang seine Kommunikation nach Wien aus. Der Diplomat N. B. Cantacuzino schreibt über Czernin in seinen Erinnerungen, dass eher dieser ein Spion gewesen sei. Das Interessante dabei ist, dass die abfotografierten Urkunden und Papiere, die Czernin 1914 geraubt worden waren, Anfang 1917 zur Zeit der deutschen Besatzung durch Mackensens Truppen auf dem Dachboden des Hauses Ionel Brătianus gefunden wurden. Dass die rumänischen Behörden Czernin und die Personen, die als Geheimdienstagenten wirkten, nicht verhafteten, sondern nur die in der Liste aufgeführten Spione überwachten, erwies sich als eine kluge Entscheidung. Graf Czernin seinerseits schätzte die Begebenheit in seinen Memoiren als problemlos ein, so dass er offenkundig davon ausging, dass es sich nur um ein Versehen gehandelt hatte.

Eine weitere Geheimaktion hatte direkte Auswirkungen an der Front. Es geht um die Zerstörung des Netzes von Erdölförderanlagen im Prahova-Tal. Zwar wurden die Agenten von einem britischen Angestellten geleitet, aber die gelungene Intervention hat die Feinde daran gehindert, diesen Teil des rumänischen Landes zu erobern, sie hat zu Verzögerungen geführt, wodurch ein Territorium für etliche Monate gerettet werden konnten. Diese unsichtbare Front der geheimen Unterstützungsaktionen nahm ihren Lauf und fremde Personen, die merkwürdig waren und Zeichen erkennen ließen, dass sie für andere Mächte arbeiteten, wurden verfolgt und ins Visier genommen, egal ob sie aus neutralen Staaten kamen oder nicht. Das Dossier Günther wurde als ein großer Erfolg angesehen, aber nach dem Krieg dann zu anderen Zwecken der Konkurrenz oder der politischen Propaganda genutzt. Dennoch schätzten nicht alle rumänischen Militärkräfte die Wichtigkeit der strategischen Information richtig ein. Eine Ausnahme war der Angriff über die Karpaten und der Kriegseintritt der rumänischen Armee am 15. August 1916. Obwohl die Presse darüber berichtete, war niemandem bekannt, wann und wo konkret Truppen eingesetzt werden würden. Obwohl die rumänische Seite über sehr genaue Informationen verfügte, konnten die Niederlage bei Tutrakan und die anschließende Besetzung Bukarests nicht vermieden werden. Erst für die Französische Mission und die Aktivität des französischen Generals Berthelot war dieser Informationsaustausch nützlich. Im Gegensatz dazu stand die Beziehung zu den russischen Armeen, mit denen fast gar keine Zusammenarbeit bestand. Der Sommer des Kriegsjahres 1917 brachte neue Erfolge des Geheimdienstes, da die Front nun mit Informationen konkret unterstützt werden konnte. Die rumänische

Armee befreite zwei Städte jenseits der Karpaten: Hermannstadt/Sibiu und Kronstadt/Braşov. Nicht weniger wichtig waren für die jungen Agenten die Kämpfe an der moldauischen Front. Der Druck der deutschen Besatzung und der Krieg führten 1917 zur Gründung eines einheitlichen nationalen Geheimdienstes.

Der Bolschewismus wurde in Bessarabien bekämpft und in Siebenbürgen kam der Einsatz dieser Agenten erneut ins Spiel, auch noch 1918, als manche versuchten, die Konsolidierung eines einheitlichen modernen rumänischen Staats zu verhindern. Ein gewaltsames Übergreifen der Ungarischen Räterepublik auf Siebenbürgen wurde durch Spionage und Gegenspionage sowie auch durch eine aktive Reisediplomatie verhindert. Die Rumänen aus Siebenbürgen, die sich in Jassy/Iaşi zurückgezogen hatten, bildeten im Januar 1917 eine Irredenta, wobei sie von Octavian Goga und Vasile Lucaciu unterstützt wurden.

Die zwei Diplomaten Vasile Lucaciu und Vasile Stoica reisten in die USA, um dort die Unabhängigkeit der im Österreich-Ungarischen Reich lebenden Völker zu verlangen. Und sie waren erfolgreich, da Präsident Woodrow Wilson in seinem 14 Punkte-Programm die Gründung des rumänischen Staates und die Befreiung der Rumänen forderte.

Der Regierung Ion I. C. Brătianus gelang es, die in Russland in Gefangenschaft geratenen Soldaten, welche aus Siebenbürgen und der Bukowina stammten, unter falschen Namen in die rumänische Armee zu übernehmen. Soldaten aus diesen zwei Regionen hatten auch in Frankreich gekämpft. In Kiew und Odessa gab es ebenfalls Gruppen von Rumänen, die gegen die Doppelmonarchie kämpften.

Die diplomatische Praxis zwischen Rumänien und den deutschsprachigen Staaten verlief über Reisediplomatie, aber auch über Chiffrierbücher. Die dynastische Komponente erhöhte den Wirkungsgrad der jeweiligen diplomatischen Aktion und wurde ausschließlich bei bedeutenden außenpolitischen Themen mit abzusehenden weitreichenden Folgen für die Beziehungen oder den Status quo einer der beiden Seiten eingesetzt. Diese dynastische Kommunikation kann als Kennzeichen der diplomatischen Kultur zwischen diesen Ländern angesehen werden. Die europäische Diplomatie war im 20. Jahrhundert in der Wahl ihrer Mittel nicht einheitlich sondern aktiv, gestalterisch und sogar erfinderisch.

Cristina-Adriana Popescu ist Lehrerin am Deutschen Goethe-Kolleg Bukarest und Mitarbeiterin des Rumänischen Unterrichtsministeriums.



Graf Ottokar Czernin von und zu Chudenitz (1872-1932) wurde 1913 österreichisch-ungarischer Botschafter in Bukarest. Er hatte die Aufgabe, vor dem Hintergrund der Balkankriege eine Allianz mit Rumänien zu schmieden. Foto: Carl Pietzner

Das besetzte Bukarest 1916-1918

Erinnerungen aus dem Alltag

VON MARIA-MAGDALENA POPESCU

Die rumänische Hauptstadt Bukarest ist eine seltsame Mischung aus einer Kernstadt, über die oft gesagt wurde, sie sei Klein-Paris, und aus einem romantischen Hängen am Althergebrachten, das auch Zeichen nüchterner Industrieviertel enthält. Nur wenige wissen aber, dass das Gebäude der ehemaligen Zentralbibliothek 1918 der Sitz des deutschen Kommandos gewesen ist.

Im Herbst 1916 rückten die Armeen Erich von Falkenhayns aus Bulgarien und die Donauarmee unter dem Oberbefehl von Generalfeldmarschall August von Mackensen vor, überschritten in blutigen Schlachten mit allein auf rumänischer Seite über 100.000 Toten die Karpaten und besetzten Bukarest und Südrumänien. Die königliche Familie, Beamte und auch Regierungsmitglieder flohen nach Jassy/Iasi. Rumänien war für zwei Jahre von der Armee, die Generalfeldmarschall von Mackensen führte, besetzt.

Auch wenn diese Geschichten in Vergessenheit geraten sind, entdeckt man noch die im Jugendstil gehaltenen Säulen des damaligen Café Kübler. Golden und grün verziert stehen sie nun im Hotel Plaza und schmücken das gleichnamige Café.

Zu der damaligen Zeit war es in der rumänischen Hauptstadt eng, denn es gab auch viele bulgarische, türkische und russische Soldaten. Zu ihnen gesellten sich noch Rückkehrende von der Front, die ebenfalls versorgt werden mussten. Statistisch lässt sich überhaupt nicht mit sicheren Zahlen arbeiten, Tatsache aber ist, dass die Deutschen in Bukarest eine Propaganda führten, die an der Front ausblieb. Sie fanden hierfür viele Anknüpfungspunkte, um den deutschen Soldaten die neue fremd erscheinende Umgebung näher zu bringen. Die Bevölkerung sprach entweder Deutsch oder Französisch. Die Herrschaft des deutschstämmigen Königspaars Carol I. und Elisabeth, die auch als Schriftstellerin unter dem Pseudonym Carmen Sylva bekannt war, fand in den Zeitungen immer wieder Erwähnung und wurde als modernisierender Faktor angeführt. Auch gab es eine deutsche Schule. Die Besatzungspresse hob hervor, dass durch die aus Deutschland stammende Dynastie Rumänien den Schritt zur Europäisierung getan habe. Die Wochenschrift „Rumänien in Wort und Bild“ enthielt zum Beispiel den Artikel „Bukarest vor fünfzig

Jahren“, mit dem den Soldaten der vollzogene Fortschritt veranschaulicht werden sollte.

Nicht weniger interessant ist die Zeitschrift „Săptămâna ilustrată“, deren erste Ausgabe am Donnerstag, den 17. Mai 1917 veröffentlicht wurde. Der Verleger Mihail Sărățeanu (Selzer) konnte als Mitarbeiter Dumitru Karnabatt (1877-1949), Barbu Nemțeanu (1887-1919) und weitere Schriftsteller gewinnen, die bekanntesten unter ihnen waren Gala Galaction (1879-1961), Ștefan Octavian Iosif (1875-1913) oder Carmen Sylva (1843-1916). Zudem wurden in jeder Nummer ein deutschsprachiger Schriftsteller und parallel dazu eine deutsche Stadt vorgestellt. So finden wir in der ersten Ausgabe Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) und Berlin, in der zweiten Friedrich Schiller (1759-1805) und München, in der dritten Heinrich Heine (1797-1856)



Generalfeldmarschall August von Mackensen (1849-1945) nimmt nach der Einnahme von Bukarest eine Parade österreichisch-ungarischer Truppen ab, Dezember 1916.

Quelle: Bundesarchiv, Bild 183-R36187 / CC-BY-SA 3.0

und Leipzig, dann Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) und Hamburg sowie Nikolaus Lenau (1802-1850) und Nürnberg etc.

Ganz im Gegenteil dazu war es den einfachen Soldaten verboten, sich den Rumänen anzunähern. Gewarnt wurde vor Epidemien; nicht nur ein Heiratsverbot wurde erlassen, sondern auch der Briefwechsel war verboten. Manchmal wurde den deutschen Soldaten eine mangelnde Disziplin vorgeworfen, die auch im Zuge von Etappeninspektionen dokumentiert wurde. So etwa verkaufte Soldaten den Bukarestern deutsche Lebensmittel.

Wie anders aber hätte der Alltag verlaufen können? Dass die deutschen Soldaten trotz Verbots Kontakt zur

Bevölkerung suchten, zeigen Erinnerungen, die im rumänischen Rundfunkarchiv unter dem Titel „Bukarest, geschriebene und ungeschriebene Geschichten“ aufbewahrt werden. Der Titel bekundet die Absicht des Verfassers, Constantin Bărbulescu, der während der Besat-

wollten, beliebt war. Das Offiziersheim war in dem eleganten Ştirbey Palast untergebracht, wo den Offizieren eine Leihbibliothek, ein Billardtisch und ein Klavier zur Verfügung standen. Die einfachen Soldaten hingegen konnten zur Sommerzeit den Kaffee im Cişmigiu-Park im Freien genießen.



Das Nationaltheater in Bukarest nach dem Ersten Weltkrieg.

Foto: Alexandru Antoniu

zungszeit neun Jahre alt war. Bărbulescu war der Sohn des ersten Wasserbauingenieurs von Bukarest, der auch das Leitungsnetz für die Generalausstellung 1906 eingerichtet hatte. Seine Erinnerungen wurden 2014 in dem Buch „Început de veac în Bucureşti“ (Jahrhundertbeginn in Bukarest) veröffentlicht. Der Beginn des Ersten Weltkrieges fiel mit dem Geburtstag des Ich-Erzählers zusammen. In der Calea Călăraşilor 126 (heute 132) lebte der Junge in einem Haus mit 12 Zimmern, zu dem noch vier Geschäfte und Läden des Vaters gehörten. Die Beschlagnahme von Gütern erfolgte ohne Gewaltanwendung. Der Empfang der Besatzer verlief fast feierlich; der Erzähler erinnert sich daran, dass die Verwandten aus Fogarasch/Făgăraş ihre Kinder mit Vorräten in die Hauptstadt geschickt hatten, damit diese dort in Sicherheit lebten. Die zahlreichen Kinder wurden den Besatzern nacheinander vorgestellt. Die betreffenden deutschen Soldaten vergaßen beim Anblick all der Kleinen meistens, wozu sie gekommen waren, erinnerten sich an die eigenen, in der Heimat zurückgebliebenen Familien und boten den Rumänen sogar oft Hilfe an. Selbstverständlich vergaßen sie dabei nicht den Zweck ihres Besuchs, aber es gibt viele Zeugnisse, die darüber berichten, dass sich rumänische Mitläufer manchmal strenger benahmen als die Besatzer selbst.

Zu dem weitgehend friedlichen Zusammenleben trug auch die Sprache bei. Nicht nur Unterhaltungsstätten wurden gegründet, sondern auch Gemeinschaften an Universitäten. Obwohl die Deutschen unerlaubterweise auch privat Unterricht in Fremdsprachen erteilt bekamen, gab es ein studentisches Leben. Was hierbei auffällt, ist die Tatsache, dass unter den gewählten Sprachen auch Türkisch bei denjenigen Besatzungssoldaten, die studieren

Viele Bukarester Kaffeehäuser waren einst im Besitz von Deutschstämmigen. Diese Orte mit deutscher Tradition waren auch Treffpunkte der rumänischen Dekadenz und der Politiker. Im Jahr 1832 gab es 38 solcher Cafés und Konditoreien in Bukarest. Selbstverständlich wechselten unter der Besatzung zahlreiche Kaffeehäuser über Nacht ihren Namen. Im Erdgeschoss des Hotels Imperial befand sich das Restaurant „Zur Traube“, wo täglich ein österreichisches Orchester in Militäruniform auftrat. Auch die Cafés „Highlife“ und „De la Paix“ wurden umbenannt in „Café Kaiserpalast“ und „Berliner Café“.

Das Victoria Hotel, einst bekannt in der rumänischen Hauptstadt unter dem Namen „Grand Hotel de France“ bekam den Namen „Zum Deutschen Kronprinzen“. Am 5./18. Dezember 1916 eröffnete das Kabarett „Majestic-Femina“ in der Strada Victoriei 5. Es hatte nun Varietés für deutsche Zuschauer im Programm, aufgeführt von deutschen Darstellern.

Das Kinoprogramm wurde auf sechs Stunden Vorführzeit verlängert, und es wurden auch deutsche Filme gezeigt. In den Bukarester Zeitungen wurde viel über deutsche Filmgesellschaften wie beispielsweise Balkan-Orient, Decla, May, Bioscop oder Eichberg geschrieben sowie auch über deutsche Schauspielerinnen wie Henny Porten, Hella Moja oder Wanda Treumann. Im Herbst des Jahres 1917 zählten zu den Theaterbesuchern noch immer viele Soldaten von der Front, die mit militärischer Ausrüstung und Ranzen ins Theater kamen. Ansonsten gab es wenige Zuschauer, auch weil die Vorstellungen ab 1918 nicht mehr übersetzt wurden.

Die letzten Werke, die im Bukarester Nationaltheater während der Besatzungszeit aufgeführt wurden, waren: „Die Verlorene Tochter“, „Alt-Heidelberg“, „Der Windhund“, „Meine Frau“, „Jugend“ und „Othello“. Die Autoren, deren Stücke in der Regel gespielt wurden, waren große Namen wie Johann Wolfgang von Goethe, Arthur Schnitzler, Gerhart Hauptmann, Karl Sloboda, Hermann Sudermann, Max Dreier, Felix Salten oder Paul Lindau.

Maria-Magdalena Popescu ist Leiterin der Abteilung Deutsch als Muttersprache des Bukarester Alexandru Vlahuţă-Lyzeums; als Ansprechpartnerin dieser PASCH-Schule initiiert sie die Umsetzung der Programme der Deutschen Botschaft.

Bodeneigentum und Nation

VON DIETMAR MÜLLER

Nach der Zeitenwende von 1989 hat das Privateigentum in den postkommunistischen Transformationsgesellschaften Ostmittel- und Südosteuropas eine spektakuläre Renaissance erfahren. Die Rehabilitierung des Privateigentums als Leitwert und Institution barg weitgehende Versprechen in sich: Durch eine Neustrukturierung der Gesellschaft als eine Eigentümergesellschaft sollte die Abkehr vom Staatssozialismus neben dem Wandel des politischen Systems zur parlamentarischen Demokratie seine besondere Tiefe im sozioökonomischen und kulturellen Bereich erhalten. Ostmittel- und Südosteuropa seien – so das historische Narrativ – aus ihrer ‚östlichen Gefangenschaft‘ zu ihrer europäischen Normalexistenz und zugleich zu eigenen vorkommunistischen Traditionen zurückgekehrt. Eine besondere Rolle in dieser facettenreichen Meistererzählung kam der kurzen Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zu. Als postimperiale und vorsozialistische Periode wurde diese als Projektionsfläche für eine gelungene Modernisierung der Wirtschaft, eine Konsolidierung des Staates und eine politische wie auch kulturell-gesellschaftliche Partizipation der Bürger genutzt. Die genannte Meistererzählung von der Zwischenkriegszeit beruht auf mehreren stark wertenden Annahmen bezüglich eines europäischen Normalweges in die Moderne: 1) Der den Agrarreformen der Zwischenkriegszeit zugrundeliegende Eigentumsbegriff war im Einklang mit der liberal-individualistischen Tradition des klassischen Liberalismus. 2) Die Agrarreformen unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg waren lediglich ein Vorspiel der Kollektivierung. 3) Die Errichtung eines sozialistischen/kommunistischen Politik- und Wirtschaftsmodells war ein spektakulärer und totaler Bruch in der Eigentums-geschichte Ostmittel- und Südosteuropas.

Mit dem Bodeneigentum – dem Begriff, der Verwaltung und der Praxis – als *tertium comparationis* wird demgegenüber hier die These vertreten, dass der Bruch mit dem liberal-individualistischen Eigentum bereits 1918 vollzogen wurde. In den Plänen der rumänischen, jugoslawischen und polnischen Eliten kam den Agrarreformen eine über wirtschaftliche und soziale Belange weit hinausreichende Bedeutung zu. Die Agrarreformen waren eines der wichtigsten Politikfelder, nicht nur in den drei Vergleichsländern, sondern überall in Ostmittel- und Südosteuropa, denn ihnen wurde ganz wesentlich eine staats- und nationsbildende Funktion beigemessen. Sämtliche Staaten der Region waren nach dem Ersten Weltkrieg entweder Neugründungen oder signifikant erweiterte Gebilde. In mehrfacher Hinsicht glichen sie jedoch den multiethnischen Imperien, aus denen sie

ganz oder teilweise hervorgegangen waren: Erstens waren große Teile der Bevölkerung Bauern oder arbeiteten als Pächter oder Landarbeiter in der Landwirtschaft und wohnten in Dörfern. Zweitens kann die Marktposition der landwirtschaftlichen Produkte in den Nationalökonomien sowie weltweit als peripher beschrieben werden. Drittens blieb die Zusammensetzung der Bevölkerung in den neuen Nationalstaaten so multiethnisch, wie es auch in den Imperien der Fall gewesen war. In den Augen der neuen Eliten sollten mehr oder minder umfassende Agrarreformen der Ansatzpunkt für die Lösung dieser drei Problematiken zugleich sein. Von der Umverteilung von Grund und Boden erwarteten sich die Eliten eine gesellschaftliche Aufwertung der ländlichen Bevölkerung und zusammen mit der Einführung eines von Einkommen und Stand unabhängigen, egalitären Wahlrechts signifikante Loyalitätszugewinne für die neuen Staaten seitens der Bauern. In wirtschaftlicher Hinsicht bestand die Erwartung darin, dass die neu begüterten Bauern so viel mehr produzieren würden, dass sie sich nicht nur besser ernähren konnten, sondern auch kostengünstige Produkte für den Binnenmarkt sowie attraktive Produkte für den Export zur Verfügung stellten. In ethnopolitischer Hinsicht sollten die Agrarreformen schließlich zu einer Stärkung der Titularnation führen, indem der Großgrundbesitz aus den Händen der imperialen Nationsangehörigen (Russen, Deutsche, Ungarn, Türken/Muslime) in das



Rumänische Bauern beim Pflügen. Quelle: Kurt Hielscher, Rumänien. Landschaft, Bauten, Volksleben. Leipzig 1933

Eigentum rumänischer, jugoslawischer und polnischer Bauern übergang.

Zur Umsetzung dieses wirtschafts- und nationalpolitisch überaus ehrgeizigen Projekts schien die Agrar- und Eigentumspolitik des alten Zuschnitts nicht mehr geeignet. Im Liberalismus des 19. Jahrhunderts war die Rolle des Staates im Marktgeschehen der Theorie nach auf die Setzung von Rahmenbedingungen beschränkt gewesen,

wobei die Sicherung und Garantie des Eigentums eine zentrale Rolle einnahm. Das liberal-individualistische Eigentumskonzept auch für Grund und Boden zielte letztlich darauf, dass auch dieser zweifellos elementare Eigentumsgegenstand ein voll marktfähiges Gut sei. Damit Eigentum an Grund und Boden gehandelt werden konnte, war jedoch mehr als eine Eigentumsgarantie in der Verfassung vonnöten. Es bedurfte einer langjährigen kosten- und arbeitsintensiven Anstrengung zum Aufbau eines Bodenevidenzsystems, das gerichtsfest Auskunft über die Erstreckung, die Güte sowie den finanziellen und rechtlichen Status einer Landparzelle erteilen konnte. Es bedurfte der im Habsburgerreich, im Deutschen Reich und in anderen kontinentaleuropäischen Staaten im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgebauten Institutionen des Katasters und des Grundbuchs, damit in den so immobil anmutenden Bodenmarkt Bewegung kam. Während in den ehemals preußischen und habsburgischen Gebieten, wie



Bauer vor einem Holztor in Oncești, Maramuresch. Foto: Kurt Hielscher

Siebenbürgen, solche Institutionen vorhanden waren, wurde die Bodenevidenz in den politischen Kernregionen der neuen Nationalstaaten, wie Altrumänien, in Institutionen verwaltet, die weit weniger effizient und rechtsicher waren. Die Schwächen der Bodenevidenz in den Kernregionen sowie die Notwendigkeit, sie auf österreichisch-deutschem Niveau

zu vereinheitlichen, wurden von einem Teil der Eliten, meist von international vernetzten Juristen und Agrarexperten, durchaus erkannt. Zum entscheidenden Aus- und Umbau der Bodenevidenz kam es jedoch in keinem der drei Staaten. Im Detail mögen für dieses Versäumnis unterschiedliche Interessen ausschlaggebend gewesen sein, im Wesen glichen sie einander doch erheblich.

Die rumänischen, jugoslawischen und polnischen Eliten waren gleichermaßen bestrebt, die politischen und wirtschaftlichen Folgen der Agrarreform einzudämmen. Deren Hauptsorge bestand darin, dass die neu begüterten und mit Wahlrecht ausgestatteten Bauern ihre Handlungsoptionen nicht im Sinne der Elitenprojekte – beschleunigte Modernisierung der gesamten Nationalökonomie und Stärkung der Titularnation – nutzen würden. Stattdessen könnten die bis dahin noch nicht entscheidend in Nationsbildungsprozesse integrierten Bauern familistische Strategien verfolgen und, aus der Sicht der Eliten, wirtschaftlich und national verantwortungslos mit ihrem

Bodeneigentum umgehen. Ein verantwortungsloser Umgang mit dem neuen Bodeneigentum konnte ein gewinnbringender Weiterverkauf der Landparzelle bedeuten, weiterhin die Aufteilung der Landparzellen im Zuge ihrer Vererbung, aber auch die Nichtteilnahme an staatlich verordneten Aufkaufprogrammen für landwirtschaftliche Produkte zu festgelegten Niedrigpreisen. Besonders kritisch beobachteten die Behörden jedoch die Dynamiken in der Verteilung des Bodeneigentums in ethnischer Hinsicht. Wenn die Stärkung der Titularnation mittels der Bodenumverteilung in der Agrarreform ein wichtiges Motiv war, so bedeuteten die Verpachtung oder der Verkauf des neu erhaltenen Bodens an Mitglieder ethnischer Minderheiten nicht weniger als nationale Pflichtvergessenheit.

Stellt man die Erwartungen der Eliten Rumäniens, Jugoslawiens und Polens an die Agrarreformen ihren Befürchtungen gegenüber, ergibt sich eine Gesamtlage der Dringlichkeit und des Misstrauens. Sie waren sich des Zeitraums unsicher, der ihnen für die Modernisierung der als rückständig empfundenen Nationalökonomie und als gefährlich heterogen eingeschätzten Gesellschaften zur Verfügung stand. Gleichzeitig brachten die Eliten den agronomischen Fähigkeiten und dem Patriotismus der Bauern nur wenig Vertrauen entgegen. Diese Motivlage erklärt, weshalb die Verfassungs- und Gesetzgeber Ostmittel- und Südosteuropas einen Bruch mit dem liberal-individualistischen Eigentumsbegriff vollzogen. Angesichts der Dringlichkeit ihrer Projekte glaubten sie, sich keine Geduld für die Wirkung des individuellen Eigentumskonzepts leisten zu können, denn in einer liberalen Marktordnung kann es durchaus lange dauern und viel kosten, bis sich eine optimale Eigentums- und Produktionsstruktur ergibt. Diese Struktur wollten die Eliten durch die Agrarreformen selbst herbeiführen, aber mehr noch, sie wollten sie dadurch konservieren, dass sie den Bauern das Land mit einem signifikant ausgedünnten Bündel an *property rights* aushändigten. Die Einschränkungen bezogen sich auf Verkauf, Verpachtung und Beleihung, zuweilen sogar auf Vererbung und Furchtkultur des Bodens. Damit blieb das Agrarreformland zwar in der teilweisen Kontrolle staatlicher Institutionen, es verlor andererseits jeglichen Wert auf dem Bodenmarkt, denn es konnte beispielsweise für dringend benötigte Investitionen für die Modernisierung der Betriebe hypothekarisch nicht belastet werden.

Aus dem geringen Vertrauen in die Marktkräfte, in das liberal-individualistische Bodeneigentum und in die agronomischen Fähigkeiten und Rechtsgewohnheiten der Bauern ergab sich folgerichtig die Vernachlässigung der Rechtssicherheit verleihenden Bodenevidenzsysteme. Denn weshalb sollte ein sehr teures Bodenevidenzsystem aufgebaut werden, wenn dadurch doch die *agency* der unzuverlässigen Bauern gestärkt wurde? In den drei Vergleichsfällen kamen zu dieser allgemeinen Überlegung jeweils noch spezifische hinzu: In Rumänien wurden die *Professionals* der Bodenevidenz aus Siebenbürgen und der Bukowina in einem regelrechten Kampf der Institutionen von Advokaten aus dem Altreich aus dem

Feld geschlagen. Letztere wollten auf ihre monopolisierten Einnahmen aus dem Bodenverkehr nicht verzichten, die eben deshalb so hoch waren, weil kein zuverlässiges Bodenevidenzsystem gerichts-feste Aussagen über die Eigentumsverhältnisse geben konnte. Auch in ethnopolitischer Hinsicht glaubten die Eliten der neuen Nationalstaaten, ihr Handeln stünde unter Zeitdruck, und zwar sowohl bezüglich der Vergangenheit als auch bezüglich der Zukunft. Es sei höchste Zeit gewesen, dass die Pariser Vorortverträge das Ende der teilweise jahrhundertalten Fremdherrschaft über eigenes Land und Leute legitimiert hätten und dadurch historische Gerechtigkeit hätten walten lassen, dass die entsprechenden Provinzen insgesamt in nationales Eigentum zurückkehrten. Die Umsetzung dieser nationalen Meistererzählung in konkrete Eigentumsverhältnisse wurde gewährleistet, indem der Grund und Boden aus fremder Hand in das Eigentum von Bauern überging, die der Titularnation angehörten. Auf die Zukunft bezogen war diese doppelte Inbesitznahme dringlich, denn den Eliten war durchaus bewusst, dass das Zeitfenster für ihr Handeln – bedingt durch die Schwäche der ehemaligen Mittelmächte – möglicherweise nicht sehr lange geöffnet war. Der vergleichende Blick auf die Umsetzung der Agrarreformen in den jeweiligen Kernregionen und in den neuen Provinzen der Nationalstaaten hat ergeben, dass ethnonationale Überlegungen dabei keine bloß subsidiäre Rolle spielten, sondern im Zentrum standen. Bodeneigentumspolitik war immer auch Bevölkerungspolitik. In Siebenbürgen ebenso wie in der Vojvodina und dem Kosovo und ebenso wie in der Provinz Posen wurde im Vergleich zu den Kernregionen überproportional viel Land umverteilt. Zur Ermittlung der zulässigen Obergrenzen wählten die Agrarbehörden regional unterschiedliche Referenzgrößen, so dass die neuen Minderheiten nicht nur keine Großgrundbesitzer mehr hatten, sondern auch deren bäuerlicher Mittelstand unter Druck geriet. Darüber hinaus versandeten auch die Ansprüche der Landarbeiter aus den ethnischen Minderheiten auf Bodenreformland zum großen Teil in den Vorgängen der entsprechend voreingenommenen Verwaltung. Auch die fälligen Entschädigungszahlungen wurden regional unterschiedlich errechnet, so dass die Agrarreform für die Grundbesitzer in den neuen Provinzen einer in den Verfassungen nicht vorgesehenen Konfiskation sehr nahe kam.

Die kurze Zeit der Volksdemokratien in Ostmittel- und Südosteuropa ist gesondert zu betrachten, weil die Bodenreformen der Zeit für die Entwicklung der Nachkriegsordnung in vielfacher Hinsicht eine zentrale Rolle spielten. In den stark ländlich geprägten Gesellschaften Rumäniens, Jugoslawiens und Polens waren die kommunistischen Parteien in der Zwischenkriegszeit ohne Einfluss und auf dem Dorf geradezu ein Schreckgespenst geblieben. Im Gefolge der vorrückenden Roten Armee in Rumänien und Polen sowie von Titos Partisanenarmee in Jugoslawien eröffnete sich für die lokalen wie moskau-treuen Kommunisten nun die Chance, auf dem Land bekannt und beliebt zu werden. Das Mittel dafür war eine

radikale Umverteilung von Grund und Boden. Interessanterweise wurde diese soziale Revolution aber nicht unter kommunistischen Vorzeichen durchgeführt – etwa durch eine offensiv und programmatisch begründete Kollektivierung und Verstaatlichung des Produktionsmittels Boden. Das Land wurde vielmehr als Privateigentum in



Banatschwäbische Bäuerin in Liebling, Banat. Foto: Kurt Hielscher

die Hände von Kleinbauern und Landlosen gegeben, wobei die Kommunisten und ihre Partner in volksdemokratischen Regierungen sich als Vollender von älteren progressiven nationalen Traditionen gerierten. Anders als die „bürgerlichen“ Parteien der Zwischenkriegszeit würden die volksdemokratischen Kräfte eine wirklich durchgreifende Agrarreform ins Werk setzen und dabei die Bauern nicht nur mit Privateigentum an Grund und Boden ausstatten, sondern auch wirtschaftliche Bedingungen schaffen, damit sie darauf prosperieren könnten. Bei den Bodenreformen der Volksdemokratien handelte es sich um eine zentral in Moskau geplante Strategie, deren letzter Schritt dann doch eine Kollektivierung und Verstaatlichung der Landwirtschaft sein sollte, nachdem die Kommunistischen Parteien ihre Macht erfolgreich stabilisiert hatten.

Nicht nur bezüglich des Eigentumsrechts knüpften die Kommunistischen Parteien Rumäniens, Polens und Jugoslawiens an Prozesse der Zwischenkriegszeit an, sondern auch in ethnonationaler Hinsicht. Es waren wiederum Provinzen mit den höchsten Anteilen von ethnischen Minderheiten an der Gesamtbevölkerung, in denen viel Land enteignet und umverteilt wurde. Einerseits ergab sich dies in der Logik einer populistischen Bodenreform als Sachzwang, denn landesweit war schlicht nicht mehr genug Großgrundbesitz als Bodenfonds für eine Umverteilung vorhanden. Andererseits hatte die Kriegsführung und Besatzungspraxis des Dritten Reiches, die vor allem gegen slawische Bevölkerungen genozidale Züge getragen hatte, und in die Teile der deutschen Bevölkerung in Polen und Jugoslawien involviert waren, dazu beigetragen, dass eine gegen deutsche Gruppen gerichtete Bevölkerungspolitik moralisch und politisch legitim erschien. So ging die entschädigungslose Enteignung der Deutschen in den sogenannten Wiedergewonnenen Gebieten in Westpolen und in der

jugoslawischen Vojvodina einher mit ihrer Vertreibung und Aussiedlung. Auch in Staaten wie Rumänien und Ungarn, die Teil der Achse gewesen waren, nutzten die kommunistisch dominierten Volksfrontregierungen das nur wenige Jahre geöffnete Opportunitätsfenster, um die Deutschen des Landes zu enteignen, ihre Zwangsarbeit in der Sowjetunion als Teil von Reparationsleistungen zu verrechnen, oder sie gar zu vertreiben. Vergleicht man die Agrarreform der Zwischenkriegszeit mit derjenigen der Volksfrontregierungen, so ist eine Tendenz der Radikalisierung augenfällig: Überwogen bereits nach dem Ersten Weltkrieg soziale und politische Motive stark über

nationalistisch argumentieren, wie es für Belgrad und Warschau möglich war. Zwar wurden von Kommunisten wie Nichtkommunisten in der Volksfront durchaus Pläne zur Vertreibung der Deutschen und der Ungarn vehikuliert, umgesetzt wurde jedoch nur die entschädigungslose Enteignung der Deutschen im Zuge der Bodenreform. Da keine Rücksichtnahme auf den Patriotismus und die Loyalität der rumänischen Bauern genommen werden musste, konnte Bukarest der Moskauer Strategie problemlos folgen: Der in der Bodenreform zu Privateigentum ausgegebene Grund und Boden wurde seit dem Ende der 1940er Jahre der Kollektivierung unterworfen. Wie in der Literatur zum staatssozialistischen Eigentum an Grund und Boden immer wieder betont wird, handelte es sich bei der Kollektivierung jedoch nicht um eine Enteignung im rechtlichen Sinne. Sehr wohl aber verloren die Bauern die allermeisten Verfügungsrechte über das in die Kollektivwirtschaften eingebrachte Land, so dass ihre individuellen Handlungsoptionen gegen Null tendierten. Sie waren weitgehend Angestellte in landwirtschaftlichen Betrieben, und ihr eingebrachtes Eigentum war lediglich eine von mehreren Größen bei der Berechnung ihres Lohnes.

Die anfangs aufgeworfene Frage nach einer Rückkehr des östlichen Europa zu einer europäischen Normalentwicklung gerade durch die Rehabilitation des liberal-individualistischen Eigentums nach 1989 kann also mit einem „Ja“ nur dann beantwortet werden, wenn dessen weitgehende Ersetzung mit anderen Mitteln der Reproduktion miteinbezogen werden. Denn neben dem Eigentum haben immer auch andere Faktoren, wie Arbeit oder die seit der Zwischenkriegszeit massiv ausgebauten staatlichen Sozialsysteme, die Reproduktion gewährleistet. Dabei wird auch deutlich, dass sich die *agency* der Bauern nicht in der Wahl zwischen passiver Duldung oder Widerstand gegen die Repression eines Staates erschöpft. Der Wandel der Staatlichkeit im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts ging einher mit einer Verschiebung des Erwartungshorizonts der ländlichen Bevölkerung. Dieser bezog sich immer weniger auf das eigene Leistungsvermögen auf dem neuen Grund und Boden, sondern zunehmend auf den Staat, auf wiederholte Interventionen staatlicher Behörden zur Stabilisierung der durch die Agrarreformen geschaffenen Eigentumsverhältnisse.

PD Dr. Dietmar Müller ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien, Halle (Saale). Im Göttinger Wallstein-Verlag erschien 2020 seine Studie „Bodeneigentum und Nation. Rumänien, Jugoslawien und Polen im europäischen Vergleich (1918–1948)“.



Rumänisches Bauernhaus in Boinești.

Foto: Kurt Hielscher

wirtschaftliche Überlegungen bezüglich des Nutzens und des Ziels von Agrarreformen, so war die Eigentumspolitik der Volksfrontregierungen gar eine verdeckte Lüge. Denn in wirtschaftsstruktureller Hinsicht schätzten die kommunistischen Dogmatiker das Privateigentum an Grund und Boden als nicht überlebensfähig und in politischer Hinsicht sogar als gefährlich ein. Waren Elemente einer ethnonationalen Bevölkerungspolitik bereits in den Agrarreformen und den Kolonisierungsprojekten der Zwischenkriegszeit unverkennbar, so steigerten sich diese zu entschädigungslosen Enteignungen und Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Den vielfältigen Motivbündeln und großangelegten Erwartungen in Agrarreformen nach dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg stand eine Behörden- und Rechtskultur gegenüber, die von geringer Verwaltungstiefe und Voluntarismus gekennzeichnet war. Das Versäumnis eine zuverlässige Bodenevidenz aufzubauen, war einer der wichtigen Gründe, weshalb staatliche Behörden in der Zwischenkriegszeit fehlgeleitete Wirtschaftspolitiken für den ländlichen Raum entwarfen.

In Rumänien, das bis in den August 1944 auf Seiten des Dritten Reiches Krieg gegen die Sowjetunion geführt hatte und in dem antirussische sowie antisowjetische Gefühle endemisch waren, konnte die Volksfrontregierung zur Konsolidierung ihrer Macht nicht so offen

Die Rolle der Deutschen und Juden in Rumänien von 1866 bis 2006

VON MARIANA HAUSLEITNER

Die Strukturen der deutschen und jüdischen Minderheiten in den Regionen, die bis 1918 zum Habsburger Reich und zum Russischen Reich gehörten, unterschieden sich sehr stark von denen im rumänischen Kernland. Nach der Entstehung Großrumäniens wurden Siebenbürgen, die Bukowina und Bessarabien in den zentralistisch organisierten Staatsrahmen Altrumäniens integriert. Die dortigen Eliten hatten bis dahin keine Erfahrung mit gut organisierten Minderheiten und ihren Vertretern gemacht.

Um die Konflikte aus der Zwischenkriegszeit zu erläutern, ist ein näherer Blick auf die Lage der Juden in Altrumänien vor 1918 notwendig. Durch die Verfassung von 1866 war ihnen zu dieser Zeit der Besitz von Boden untersagt. Nur sehr wenige Juden erhielten die rumänische Staatsbürgerschaft. Sie stellten einen Anteil von immerhin 4,5 Prozent der Gesamtbevölkerung, wurden in vielen Berufssparten jedoch nicht geduldet. Lange durften ihre Kinder keine staatlichen Schulen besuchen und die Männer keine Stellen im öffentlichen Dienst antreten. Dadurch entwickelte sich das Verständnis, dass die rumänische Nation von der orthodoxen Religion geprägt sei. Die wenigen Deutschen in Altrumänien hingegen hatten dank des Königshauses Hohenzollern-Sigmaringen eine privilegierte Position, die erst mit dem Kriegseintritt Rumäniens an der Seite der Entente 1916 gegen Deutschland und das Habsburger Reich endete.

Durch die Grenzziehung infolge der Versailler Friedenskonferenz von 1919 verdoppelte sich das Staatsgebiet Rumäniens und das Land hatte nunmehr Anteil von 28 Prozent nationaler Minderheiten. Die Vertreter der Regierung mussten ungeachtet von Protesten einen Vertrag zum Minderheitenschutz unterzeichnen, der auch die Einbürgerung aller Juden festlegte. Eine solche Gleichberechtigung hatten die Juden im Habsburger Reich bereits 1867 und im Russischen Reich infolge der Februarrevolution von 1917 erlangt. Sie waren gut organisiert und ihre Vertreter richteten nach 1919 wiederholt Beschwerden an den Völkerbund, wenn Fälle von Diskriminierung in Großrumänien bekannt wurden.

Die Vertreter der über 700.000 Deutschen aus den verschiedenen Regionen hatten vor 1918 keinen Kontakt untereinander gehabt, sie orientierten sich an den Karpatendeutschen oder den Russlanddeutschen. In der Studie wird der Weg skizziert, wie trotz der unterschiedlichen Rahmenbedingungen eine gemeinsame Interessenvertretung entstand. Die meisten Deutschen waren Bauern und einige verloren bei der Agrarreform von 1921 einen Teil

ihres Besitzes. Auch Anteile des Kirchenbesitzes wurden an Rumänen verteilt, wodurch die Finanzierung des konfessionellen Schulwesens in Siebenbürgen und im Banat erschwert wurde. In der Bukowina und in Bessarabien gab es vor allem staatliche Schulen, in denen das Unterrichtsministerium statt deutscher nun vor allem rumänische Lehrer einsetzte. Bei Problemen im Schulwesen kooperierten in Einzelfragen Vertreter der Deutschen und Juden im Parlament und konnten dadurch in den 1920er-Jahren den Druck zur Rumänisierung etwas begrenzen. Die Kinder der 728.115 Juden (1930) besuchten zumeist rumänische Staatsschulen, einige aber auch hebräisch-rumänische Privatschulen.

Für den Schutz ihrer genossenschaftlichen Wirtschaftsverbände traten Juden und Deutsche ebenfalls öfters gemeinsam ein. Diese Kooperation endete, als beginnend mit 1933 der Einfluss von Nationalsozialisten in den deutschen Organisationen anwuchs. Viele Jugendliche sahen keine beruflichen Perspektiven in Rumänien und erhofften sich eine berufliche Weiterentwicklung im Deutschen Reich. In der Studie werden die Ursachen herausgearbeitet, aufgrund derer sich in dem katholischen Banat die konservativen Kräfte gegen die Übernahme der Schulen durch die Nationalsozialisten länger zur Wehr setzen konnten als im evangelisch geprägten Siebenbürgen. Trotz der Unterschiede erstarkten in den Jahren der Weltwirtschaftskrise in allen Regionen die Nationalsozialisten. Seit 1933 floss auch immer mehr Geld für Pro-



Jüdische Familie im rumänischen Galatz/Galați während der Zwischenkriegszeit.
Foto: Arie Inbar

paganda aus dem Deutschen Reich nach Großrumänien. Der Kampf um diese Mittel verursachte selbst unter den Rechten heftige Rivalitäten.

Da es keinen gemeinsamen Widerstand von Deutschen, Juden und Ungarn mehr gab, konnten die

rumänischen Regierungen seit 1934 den Einfluss aller Minderheiten im ökonomischen Bereich einschränken. Sie begründeten die beschlossenen Auflagen zur Einstellung eines Mindestanteils von Rumänen in den Betrieben als eine Maßnahme zur Förderung der rumänischen Mittelschicht. Hintergrund hierfür war der gewachsene Druck von rumänischen rechten Gruppen, die eine Marginalisierung vor allem der Juden im Wirtschaftsbereich forderten. Diese Position hatte nach der Weltwirtschaftskrise unter verarmten Bauern, Rentnern und staatlichen Angestellten viele Anhänger gefunden.

König Carol II. versuchte durch einen verstärkten Wirtschaftsaustausch mit dem Deutschen Reich vergeblich seine Lage abzusichern. Infolge des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts verlor Rumänien im Juni 1940 Bessarabien und die Nordbukowina, die dortigen Deutschen und jene aus der Dobrudscha wurden ins Deutsche Reich umgesiedelt. Durch den 2. Wiener Schiedsspruch verlor Rumänien auch Nordsiebenbürgen. Nach dem Verlust von einem Drittel des Staatsgebietes musste im September 1940 Carol II. abdanken und überließ General Antonescu ein zerrüttetes Land. Dieser trat an der Seite des Deutschen Reiches im Juni 1941 in den Krieg gegen die Sowjetunion ein. In Rumänien erhielt die deutsche Minderheit weitgehende Autonomierechte, war nun aber völlig abhängig von der Volksdeutschen Mittelstelle in Berlin. Ab Oktober 1941 wurden die Juden aus der Bukowina und Bessarabien größtenteils deportiert. Sehr viele kamen in dem rumänischen Besatzungsgebiet Transnistrien um. In den anderen Gebieten wurden Juden diskriminiert, aber nicht an die SS ausgeliefert.

Die Rote Armee nahm im Frühjahr 1944 Transnistrien, Bessarabien und die Nordbukowina ein. Seit diesem Zeitpunkt planten bürgerliche Politiker zusammen mit einigen Militärführern den Seitenwechsel der Armee Rumäniens, der am 23. August vollzogen wurde. Ihr Ziel, dass dadurch Rumänien nach Kriegsende zumindest Nordsiebenbürgen zugesprochen würde, erfüllte sich 1947. Alle diskriminierenden Maßnahmen gegen Juden wurden per Dekret aufgehoben. Den Deutschen wurde nun Kollaboration vorgeworfen, weil sie seit 1943 ihren Wehrdienst bei der SS leisteten. Im Januar 1945 wurden etwa 70.000 arbeitsfähige deutsche Männer und Frauen in die Sowjetunion deportiert, um die zerstörten Gruben und Betriebe aufzubauen. Viele von ihnen kamen in den folgenden fünf Jahren durch Mangelkrankheiten und Arbeitsunfälle um.

Im März 1945 war in Rumänien mit Unterstützung der Sowjetunion eine prokommunistische Regierung eingesetzt worden. Sie verschaffte sich Rückhalt, indem der Boden der Deutschen enteignet und an Rumänen verteilt wurde. Ihre Betriebe und Werkstätten wurden verstaatlicht. Mit großer Mühe konnten die evangelische und katholische Kirche die Lage der vielen verarmten Deutschen stabilisieren. Nach der Rückkehr aus der Sowjetunion 1948/49 traten viele deutsche Bauern in die neu gegründeten Kollektivwirtschaften ein. Zu Pfingsten 1953 erfolgte noch einmal eine Deportation von Deutschen und Serben aus dem Banat in die karge Bărăgan-Steppe

im Südosten Rumäniens. Sie durften erst 1954 ins Banat zurückkehren.

Nach dem Verlust ihres Eigentums arbeiteten viele Deutsche in den nun expandierenden Fabriken in den Städten, auch nach dem Rückerhalt ihrer Wohnhäuser im Jahre 1956. Der Urbanisierungsprozess verlief in den 1950/60er-Jahren bei den Deutschen schneller als bei den Rumänen. In der Tauwetterperiode nach Stalins Tod begannen einige Deutsche in den Städten eigene Zirkel aufzubauen. Diese wurden 1959 zerschlagen und die Wortführer kamen für mehrere Jahre ins Gefängnis.

Die jüdische Minderheit erlitt 1948 besonders starke Einbußen durch die Verstaatlichung aller Betriebe, Versicherungen und Einzelhandelsgeschäfte. Seit der Gründung Israels wollten immer mehr Juden Rumänien verlassen. Zwischen 1948 und 1951 emigrierten über 110.000 Juden, das war ein Drittel aller Angehörigen dieser Minderheit. Zwischen 1952 und 1957 konnten nur noch sehr wenige Juden ausreisen. Ihre Sprecher wurden als angebliche Agenten verhaftet. Ab 1961 dann wanderten kontinuierlich weitere Juden gegen Bezahlung nach Israel aus. 1977 stellten die 25.686 Juden in Rumänien nur noch einen Anteil von 0,12 Prozent. Von den Deutschen hingegen emigrierten in die Bundesrepublik Deutschland zwischen 1950 und 1969 nur 19.748 Personen. Erst nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen 1967 stieg die Zahl schrittweise an. Die Bundesregierung zahlte ein Kopfgeld für die Ausgereisten. Besonders viele Deutsche reisten in den Jahren 1980 bis 1988 aus. Bis 1989 emigrierten insgesamt 242.365 Deutsche aus Rumänien in die Bundesrepublik.

Zu diesem Zeitpunkt waren bereits auch diejenigen mundtot gemacht worden, die als Jugendliche versucht hatten, linksorientierte Zirkel zu bilden wie etwa die „Aktionsgruppe Banat“. Da durch die forcierte Industrialisierung kaum in den Landwirtschaftssektor investiert worden war, herrschte in Rumänien in den 1980er-Jahren ein gravierender Mangel an Lebensmitteln. Die meisten Bürger litten unter den drastischen Sparmaßnahmen und dem repressiven System. Nach dem Umsturz im Dezember 1989 setzte eine Massenauswanderung der Deutschen ein. Erst spät erkannten viele Rumänen, dass die Auswanderung der beiden Minderheiten nur einer kleinen Gruppe von kommunistischen Parteifunktionären einen Gewinn gebracht hatte.

Das Forschungsprojekt „Die Rolle der Deutschen und Juden in Rumänien von 1866 bis 2006“ wurde von Prof. Dr. Marie-Janine Calic von der Ludwig-Maximilians-Universität München bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien beantragt und von Priv.-Doz. Dr. Mariana Hausleitner 2019/2020 bearbeitet. Die daraus entstandene Studie füllt eine Lücke in der Forschung, denn bisher gab es nur Untersuchungen über kürzere Zeiträume oder über einzelne Regionen Rumäniens. Die Autorin hat bereits anhand von Quellen aus deutschen, rumänischen, moldauischen und ukrainischen Archiven vier Regionalstudien erstellt, die nun von ihr in einer Synthese zusammenfasst wurden.

Die Verhandlungen zur Ausreise der Rumäniendeutschen in die Bundesrepublik (1968-1989)

Die Geheimsache „Kanal“

VON PAUL BAGIU

Die Stasi, der Nachrichtendienst und Geheimpolizei der DDR, ist jedem in Deutschland ein Begriff, die Securitate nur Eingeweihten sowie den an osteuropäischer Geschichte Interessierten. Denn als Geheimdienst des kommunistischen Rumäniens war die Securitate nicht nur hunderte Kilometer und mehrere Grenzen vom Geschehen in der Bundesrepublik Deutschland entfernt. Sie wusste zudem ihre Machenschaften auf deutschem Boden stets zu verheimlichen und stellte dadurch – selbst nach der Wende, als ihre Archive dem großen Publikum in Rumänien und darüber hinaus zugänglich wurden – kein Objekt des öffentlichen Interesses in der Bundesrepublik dar.

Dabei war die Securitate den deutschen Sicherheitsbehörden wohlbekannt, etwa infolge von Spionagefällen hierzulande, die ihr zulasten gelegt wurden. Und: Sie war maßgeblich an der hundertausendfachen Auswanderung von Rumäniendeutschen in die Bundesrepublik im Zeitraum 1968-1989, als jeder Antrag auf Ausreise, ohne Ausnahme, über den Schreibtisch von Geheimdienstoffizieren ging, die diesen begutachteten, über dessen Schicksal entschieden und – im Falle eines positiven Bescheides – einen Preis für jede Ausreisegenehmigung, dessen Zahlung der Bundesrepublik oblag, festlegte.

Die Geschichte fand ihren Anfang viel früher, nämlich in den 1950er-Jahren, als die Securitate der rumänischen Führung empfahl, die kommerziell betriebene Auswanderung geschlossener Bevölkerungsgruppen zu genehmigen. Im Mittelpunkt dieser Bestrebungen standen zunächst rumänische Bürger jüdischer Herkunft, deren Ausreise nach Israel durch Tel Aviv anhand von Geld- und Sachleistungen für den rumänischen Staat ermöglicht wurde. Das wichtigste Ziel, das die rumänische Führung zu diesem Schritt veranlasste, war die Erwirtschaftung dringend benötigter Valuta-Beträge zur Finanzierung ihrer Industrialisierungsvorhaben, später zur Tilgung der rumänischen Außenschuld. Israel wiederum machte insbesondere moralische Gründe für die Bereitschaft zur leistungspflichtigen Aussiedlung geltend: Es zahlte sowohl für freie, als auch für inhaftierte rumänische Bürger jüdischer Herkunft beträchtliche Geldbeträge, in der Absicht, diese aus den Zwängen der kommunistischen Diktatur zu befreien.

Obwohl staatlich gewollt, galt es, jedwede Regierungsbeteiligung an den rumänisch-israelischen Aussiedlungsverhandlungen zu verheimlichen. Dementsprechend geheim wurden die Gespräche geführt. Als Unterhändler traten auf israelischer Seite zunächst ein privater Geschäftsmann, später ein verdeckt operierender Mitarbeiter des israelischen Geheimdienstes auf. Die rumänische Führung beauftragte von Anfang an

Securitate-Offiziere mit der Führung der Verhandlungen.

Für Bukarest galt es später, die während der israelisch-rumänischen Aussiedlungsverhandlungen erworbenen Erfahrungen auch im Rahmen der Anfang 1968 aufgenommenen deutsch-rumänischen Verhandlungen umzusetzen. Insbesondere die Geheimhaltung sollte auch im Falle der letzteren aufrechterhalten werden. So fungierten zwar formell auf rumänischer Seite die Staatsführung unter Nicolae Ceaușescu und auf deutscher Seite das Bundesministerium des Inneren als federführend über die Gesamtdauer des Aussiedlungsprozesses. Doch vermieden es beide strengstens, in das Verhandlungsgeschehen direkt involviert zu werden. Hierzu wurde einerseits der Verhandlungsprozess selbst mit Decknahmen versehen: in der Bundesrepublik wurde er als „Kanal“ bezeichnet, in Rumänien als „Recuperarea“ (dt. „Rückgewinnung“). Andererseits wurde auf Unterhändler zurückgegriffen, die nur wenige bis keine Rückschlüsse auf ihre Auftraggeber zuließen.



Dr. Heinz Günther Hüscher (l.v.r.) im Gespräch mit Dr. Philipp Jenninger (l.v.l.), Präsident des Deutschen Bundestages, und weiteren Parlamentsangehörigen im Januar 1987.

Quelle: Bundesarchiv, B 145 Bild-F074340-0035 / Lothar Schaack

Die bundesdeutsche Seite vertraute die Verhandlungen Dr. Heinz Günther Hüscher, einem unabhängigen, in Neuss ansässigen Rechtsanwalt an. Zwar war Hüscher auch ein bekannter CDU-Politiker, aber seine Kanzlei bildete doch seinen Lebensmittelpunkt, so dass er gegenüber den Behörden als unabhängiger Anwalt argumentieren konnte. Er blieb über die gesamte Periode der einzige deutsche Unterhändler. Seine Verhandlungsweise war gekennzeichnet durch große Flexibilität, denn er wurde oft mit unvorhersehbaren Situationen und Gesprächsverläufen sowie mit unterschiedlichen, teils nicht eindeutig identifizierbaren Gesprächspartnern konfrontiert. Das Fehlen eines Dolmetschers auf deutscher Seite – ein solcher durfte gemäß Vereinbarung nur von der rumänischen Seite gestellt werden – erschwerte seine Aufgabe zusätzlich. Nicht zuletzt verlangte der Auftrag von ihm einen hohen Grad an

persönlicher Risikobereitschaft, denn er reiste – zumindest zu Beginn seiner Tätigkeit – durch ganz Europa mit großen Geldbeträgen oder juristisch bedenklicher Ware (u.a. Gewehre und Munition) bei sich, ohne jeglichen professionellen oder juristischen Schutz.

Bukarest wiederum wurde von auslandserfahrenen Offizieren der Securitate vertreten. Um den Schein zu wahren, verwendeten diese Aliasnamen (Hüsch seinerseits wurde in internen Papieren der Securitate als „Eduard“ bezeichnet), nannten irreführende Berufsbezeichnungen und handelten im Namen scheinbar gemeinnütziger Auftraggeber. Während Dr. Hüsch nur hinsichtlich der Verhandlungsergebnisse an seinen deutschen Auftraggeber – die Bundesregierung – gebunden war, die Verhandlungen aber frei führen konnte, waren die rumänischen Unterhändler enger an ihren Auftraggeber gebunden und standen unter ständiger Kontrolle. So waren während der Gespräche meistens mehrere rumänische Unterhändler anwesend; die Gespräche selbst wurden teils abgehört. Das führte nicht selten zu scheinbar demonstrativ hartem Auftreten der rumänischen Unterhändler und zu belastenden Gesprächssituationen.

Verhandelt wurde in vielen Hauptstädten Europas, ob in Privathäusern, Restaurants, Auslandsvertretungen etc.



Bundeskanzler Helmut Schmidt (2.v.l.) und seine Frau Hannelore (4.v.l.) anlässlich des offiziellen Empfangs während ihres Besuchs in Rumänien im Januar 1978 mit Elena (1.v.l.) und Nicolae Ceaușescu (3.v.l.). Im Rahmen des Besuchs von Kanzler Schmidt kam es in Bukarest zu den ersten offiziellen – jedoch immer noch streng geheimen – deutsch-rumänischen Gesprächen zum Thema Aussiedlung der Rumäniendeutschen. Mit diesen Gesprächen, auf höchster Ebene zwischen Staatssekretär Günther van Well und dem außenpolitischen Berater Ceaușescus Vasile Pungan geführt, wurde seitens der Bundesrepublik eine verbindliche und auf völkerrechtliche Grundlagen basierende Neuregelung des Verhandlungsprozesses angestrebt. Dr. Heinz Günther Hüsch, der nach eigener Aussage aufgrund seiner CDU-Parteizugehörigkeit nicht an diesen Gesprächen beteiligt wurde, übte starke Kritik an den erzielten Ergebnissen: Einerseits wurde zwar die von Bonn langersehnte Pauschale eingeführt, jedoch lag diese erheblich über den Durchschnitt vorheriger Zahlungsbeträge. Andererseits bemängelte Hüsch die weiteren, von Bonn freiwillig ins Spiel gebrachten Konzessionen (etwa die Übernahme von Zinskosten in Höhe von 32 Millionen DM jährlich für einen rumänischen Kredit) als unnötig und nicht eindeutig mit dem Verhandlungsprozess gekoppelt.

Quelle: Fototeca online a comunismului românesc, cota 12/1978

Verhandlungsobjekte waren einerseits die durch Bukarest periodisch zu genehmigenden Ausreisen von Rumäniendeutschen in Richtung Bundesrepublik. Andererseits galt es die von deutscher Seite als Entschädigung für Ausbildungskosten und entgangenen Mehrwert der Arbeitskräfte zu leistenden Ausgleich festzulegen. Diese bestanden insbesondere aus Geldbeträgen, wurden aber regelmäßig auch durch Kredite und Sachleistungen ergänzt, etwa PKW und Jagdgewehre für die Parteiführung sowie unterschiedliche Geräte für den Bedarf des rumänischen Geheimdienstes – wobei Bonn in diesen Fällen darauf achtete, dass es sich hierbei nicht um ausschließlich für den Polizeigebrauch bestimmtes Material handelte, wie etwa Tränengasgranaten und die entsprechenden Schusswaffen oder Schutzhelme mit Plastikvisier für den Einsatz gegen Demonstranten. Zudem wurden im Falle von Naturkatastrophen – so etwa nach dem Erdbeben vom Frühjahr 1977 – Hilfsgüter geliefert.

Die Geldleistungen wurden in der ersten Phase des Aussiedlungsprozesses nach dem Alter und der Ausbildung der Ausreisenden errechnet. Die angesetzten Beträge waren gestaffelt. Mitte der 1970er-Jahre wurden für einen Akademiker 11.000 DM, für Studierende je nach Semester 5.500 oder 7.000 DM und für Facharbeiter 2.900 DM gezahlt. Selbst für Kinder, Rentner sowie andere Personen, die nicht unter die aufgeführten Berufsgruppen fielen, wurden 1.800 DM veranschlagt. Diese Praxis änderte sich nach dem Besuch Helmut Schmidts in Bukarest 1978. Ab diesem Zeitpunkt wurden die Beträge pauschalisiert und zunächst auf 4.000 DM pro Person festgelegt. Im Laufe des nächsten Jahrzehnts wurden sie stetig erhöht und beliefen sich 1989 auf 8.950 DM zuzüglich einer zusätzlichen Reisekostenpauschale von annähernd 400 DM pro Person.

Die Gründe, die beide Seiten zur Aufnahme von Verhandlungen bewogen, waren vielfältig. In der Bundesrepublik fühlten sich sowohl die CDU- als auch die SPD-geführten Regierungen ab den späten 1960er-Jahren für die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im kommunistischen Osteuropa verbliebenen Deutschen verantwortlich und strebten die Zusammenführung von Familien, die nach 1945 auseinandergerissen wurden, an. Zudem ergab die zunehmende politische, soziale und wirtschaftliche Benachteiligung der Menschen in Rumänien, darunter auch der deutschen Minderheit, ab Beginn der

1970er-Jahre Grund zur Sorge. Neben humanitären Motiven spielten für bundesdeutsche Politiker jedoch auch politische Belange eine Rolle bei ihrem Bestreben, sich der rumäniendeutschen Sache anzunehmen. Für sie galt es, innenpolitisches Kapital aus ihrem Engagement für die Rumäniendeutschen zu schlagen, etwa in Form von Wählerstimmen. Hinzu kamen außenpolitische Überlegungen: Da Bukarest wohl nicht davor zurückschreckte, die Rumäniendeutschen auch mal als Druckfaktor gegenüber der Bundesregierung einzusetzen, war letztere bestrebt, durch die Auswanderung der deutschen Minderheit dieses Drohpotenzial zu entschärfen.

Die rumänische Regierung wiederum, die Ende der 1960er-Jahre eine Periode der politischen Isolation im Ostblock erlebte, war bestrebt, sich in dieser Phase dem Westen anzunähern. Dieses Streben entsprach gleichzeitig den ökonomischen Vorstellungen Ceaușescus, dem nach wie vor eine stalinistisch geprägte Industrialisierung Rumäniens vorschwebte. Damit stieß er jedoch bei seinen osteuropäischen Partnern auf Ablehnung. Nur der Westen kam in dieser Lage noch als Lieferant von Produktionsgütern zur Fortsetzung der forcierten Industrialisierung Rumäniens in Frage. Spätestens jedoch Ende der 1970er-Jahre wurde das Scheitern dieser Großprojekte ersichtlich, und Rumänien stand kurz vor dem finanziellen Ruin. Nach geglückter, mit deutscher Hilfe erreichter internationaler Umschuldung zu Beginn der 1980er-Jahre, änderte Bukarest seine wirtschaftlichen Ziele erneut. Jetzt ging es nicht mehr um Produktivitätssteigerung und Import von Produktionsgütern und Wissen, vielmehr standen die Bewahrung außenpolitischer Unabhängigkeit im Mittelpunkt und besonders eine zeitnahe Tilgung aller Auslandsschulden. Bei den deutsch-rumänischen Ausreiseverhandlungen ging es deshalb jetzt vor allem um Deviseneinnahmen.

Aus ökonomischer Sicht entsprachen die deutsch-rumänischen Aussiedlungsverhandlungen in vielen Punkten einem Marktgebilde. Verhandlungsobjekt war das Gut der legalen Ausreise von Rumäniendeutschen, ein Gut, das von deutscher Seite nachgefragt und von rumänischer Seite angeboten wurde. Aus markttheoretischer Perspektive entsprach dieses Verhältnis einem bilateralen Monopol, wobei die Marktmacht zunächst eher auf rumänischer Seite lag. Dies ist u. a. an den ständig steigenden Aussiedlungsgebühren, aber auch an einer Anzahl von rumänischen Sonderwünschen erkennbar, welche die Bundesrepublik bereitwillig erfüllte. Spätestens jedoch mit Beginn der 1980er-Jahre, als die rumänische Regierung angesichts der drohenden ökonomischen Krise seine Forderungen hochschraubte, gar zusätzlichen Druck auf die deutsche Minderheit ausübte, war die Bereitschaft Bonns zu weiteren Konzessionen erschöpft. Es zeigte sich nun, dass die Bundesrepublik in zunehmendem Maße in der Lage war, eigene Vorstellungen durchzusetzen. Vor allem die Ausrichtung Bukarests auf die Tilgung seiner Auslandsschulden, gepaart mit erneuter außenpolitischer Isolation, erwiesen sich als Schwachstellen der rumänischen Seite, deren Wunsch nach

deutschen Devisen infolge versiegender anderweitiger Geldquellen stetig zunahm.

1989 erfolgte die politische Wende überall in Osteuropa, so auch in Rumänien. Die ehemals gefürchtete



Spätaussiedler aus dem Banat nach ihrer Ankunft im Nürnberger Hauptbahnhof 1987.

Quelle: Archiv der Landsmannschaft der Banater Schwaben / Foto: M. Loris

Securitate wurde aufgelöst und die strengen Ausreiseregimesetze der kommunistischen Zeit abgeschafft. Damit entfiel auch die Grundlage für weitere Aussiedlungsverhandlungen zwischen Bonn und Bukarest. Der Erfolg dieser Verhandlungen lässt sich insbesondere an der hohen Anzahl ausgereister Rumäniendeutscher ablesen, die knapp 230.000 beträgt. Diesem „Geschäft“ – denn nichts anders war es letztendlich – lagen humanitäre, politische, soziale und ökonomische Ziele zugrunde. Das Besondere an ihm war vor allem das Umfeld, in dem es stattfand: ohne einen rechtlichen Rahmen, ohne ein parlamentarisches Mandat, ohne jegliche Möglichkeit, Absprachen bindend zu gestalten, mit Unterhändlern, deren Identität – zumindest auf rumänischer Seite – oftmals nicht feststellbar war und deren Verhandlungsführung sich oftmals auf das Stellen von Forderungen und der Drohung mit der Einstellung jeglicher Ausreise bei deren Nichterfüllung beschränkte. Dass der „Kanal“ dennoch über 20 Jahre aufrechterhalten wurde, lag nicht nur an der Umsetzung der damit ursprünglich geknüpften Interessen (u. a. Familienzusammenführung, Devisenbeschaffung). Es war auch ein über Jahre gewachsenes Vertrauensverhältnis auf Ebene der Unterhändler und die daran geknüpfte Erkenntnis, dass über den „Kanal“ weit mehr als nur die Ausreise der Rumäniendeutschen vereinbart werden konnte – so wurden über den „Kanal“ auch Kredite besprochen sowie Hilfsleistungen bei Katastrophen vermittelt.

Dr. Paul Bagiu studierte Betriebswirtschaftslehre in Düsseldorf und Geschichte an der FernUniversität in Hagen. Seine Dissertation, die er 2019 an der RWTH Aachen verteidigte, erschien 2020 im Hermannstädter Honterus-Verlag unter dem Titel „Die Geheimsache ›Kanal‹ – Analyse der staatlich vermittelten Aussiedlung Rumäniendeutscher in die BRD (1968–1989) nach markttheoretischen Gesichtspunkten“.

Tätigkeitsbericht 2020

VON HERMINE-SOFIA UNTCH

Im Jahr 2020 haben bedingt durch die Coronapandemie insgesamt nur zwei Vorstandssitzungen der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft stattgefunden. Auf die Mitgliederversammlung wurde in diesem Jahr aufgrund der Empfehlungen des Berliner Senats und des RKI zu Versammlungen allgemein ganz verzichtet.

Im Berichtsjahr 2020 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

Homepage, Mediascreening, Facebook

Im Jahr 2020 hat Natalia Toma die neu gestaltete Internetseite der DRG regelmäßig gepflegt und mit aktuellen Informationen zu den Veranstaltungen der Gesellschaft aktualisiert. Seit Oktober enthält die Homepage eine neue Rubrik mit Veröffentlichungen der DRG-Mitglieder, zusammengestellt von Janka Vogel.

Im August erschien auf der Website wieder ein „Mediascreening“, eine Übersicht über Meldungen aus Gesellschaft, Politik, Kultur und Sport Rumäniens, für das auch in diesem Jahr Raluca Fritsch verantwortlich zeichnete.

Die Facebookseite der DRG wurde auch im Jahr 2020 von Tony Krönert betreut.

Deutsch-Rumänische Hefte

Dank Dr. Josef Sallanz sind auch 2020 zwei Ausgaben der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH), mit einer Auflage von jeweils 600 Exemplaren, erschienen. Das Lektorat unserer Zeitschrift führten wiederum die langjährigen Redaktionsmitglieder Jan-Peter Abraham, Jörn Henrik Kopfmann, Marianne Theil und Illa Weber-Huth durch; für das Layout der DRH war Brigitta-Ulrike Goelsdorf zuständig.

Jour fixe

Im Berichtsjahr haben coronabedingt nur zwei Jour-fixe-Veranstaltungen stattgefunden.

Januar: „Überraschungen in Teleorman: Eine ungewöhnliche Dienstreise nach Rumänien“.

Janka Vogel berichtete über eine Fachreise in den Süden Rumäniens im Herbst 2019, die sie in Zusammenarbeit mit dem Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg organisiert und durchgeführt hat. Der Zweck der Reise von Verwaltungsmitarbeitern und Sozialarbeiterinnen des Bezirksamts war es Hintergrundwissen zu erwerben, aber auch Kontakte zu Kreis und Kommunen im Herkunftsland der Menschen, mit denen sie tagtäglich zu tun haben, aufzubauen und herauszufinden, mit welchen Maßnahmen sozialen Notlagen vor Ort begegnet wird.

März: „In Rumänien bewährt – in der EU begehrt“. Alexander Roth, langjähriges Beiratsmitglied der DRG, Staatsanwalt und derzeit Referent für strafrechtliche EU-Angelegenheiten im brandenburgischen Justizministerium,

hat die spannende Entstehungsgeschichte der Europäischen Staatsanwaltschaft (EuStA) aus der Nähe begleitet. Er berichtete über die Aufgaben und die künftige Tätigkeit der neuen Behörde und schilderte das ungewöhnliche Verfahren, das zur Ernennung der gleichsam bewunderten und verhassten rumänischen Kandidatin Laura Kövesi zur Inhaberin des neuesten EU-Spitzenamtes führte.

Weitere Veranstaltungen

Juni: „Die Feder in der Hand bin ich eine ganz andere Person“. Dr. Silvia Irina Zimmermann, Literaturhistorikerin, Initiatorin und Mitbegründerin der Forschungsstelle Carmen Sylva des Fürstlich Wiedischen Archivs in Neuwied, stellte Leben und Werk der rumänischen Königin Elisabeth und Schriftstellerin Carmen Sylva (1843–1916) vor. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Rumänischen Kulturinstitut Berlin in dessen Räumlichkeiten in der Reinhardtstraße statt.



Die stellvertretende Leiterin des Sigismund Toduță-Musikkollegs in Klausenburg/Cluj-Napoca, Tünde Kállay, nach der Übergabe eines der drei DRG-Kleinstipendien für 2020 an Veronica Alexandra Aprotosoaei. Foto: Colegiul de Muzică „Sigismund Toduță“

Kleinstipendien

Zwei Schülerinnen und einem Schüler des Sigismund-Toduță-Musikkollegs Klausenburg/Cluj-Napoca wurden im Berichtsjahr Kleinstipendien von jeweils 300 Euro gewährt: Veronica Alexandra Aprotosoaei (5. Klasse) spielt Geige und benötigt u. a. einen neuen Geigenbogen, denn zurzeit spielt sie mit einem ausgeliehenen; Rebeca Denisa Badea (9. Klasse; Instrumente: Flöte und Klavier) möchte sich eine eigene Flöte kaufen, und Dan Boaca (6. Klasse; Instrument: Klavier) beabsichtigt, das DRG-Kleinstipendium in Reisekosten zu den zahlreichen Wettbewerben und landesweiten Auftritten zu investieren.

Mitgliederentwicklung

Im Jahr 2020 ist eine Person der Gesellschaft beigetreten, so dass sich die Mitgliederzahl auf 96 Personen erhöht hat.

Hermine-Sofia Untch ist die stellvertretende Präsidentin der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Vierzig Jahre Poesie des Autors Emil Hurezeanu

Von der „Abendwache“ zum „Anfang vom Ende“

VON INGRID BALTAG

Eine Graphik von Emilian Roşculescu Papi zielt den Umschlag des Gedichtbandes „Zärtlichkeit, Routine. Gedichte eines Knauserers 1979-2019“ von Emil Hurezeanu: In feinen Strichen eine karikaturhafte Figur eines distinguierten, beleibten Herrn, der sich gerade von seinem Notenständer abwendet, ein paar auf dem Boden verstreute Noten, eine ausbrennende Zigarette sind hinter ihm zu sehen. Von der Kunst abgewendet, aber doch in ihrer Nähe stehend?

„Es gehört nicht geringer Mut dazu“, schreibt der Übersetzer und Kritiker Georg Aesch, dass ein versierter Journalist und bekannter Diplomat sich mit dem lyrischen Innenleben einer ganzen Lebensspanne, in allen beruflichen Facetten, in die Öffentlichkeit wagt. Nun liegt ein Band als zweisprachige Bilanz seines Gesamtwerks vor und zeugt von über vierzig Jahren der intensiven Beschäftigung mit Lyrik. „Zärtlichkeit, Routine“, die titelgebenden Worte sind die Konstanten, die dieses lyrische Empfinden umschreiben.

Hurezeanus Blick ist der unmittelbaren Wirklichkeit und der direkten Erfahrung zugewendet, im Stil eines „Knauserers“ – es ist eine Poetik der Sparsamkeit. Der chronologisch aufgebaute Gedichtband enthält die drei Bände „Die Anatomiestunde“ von 1979 (mit den drei Zyklen „Abend-, Nacht- und Morgenwache“), „Die Ersten, die Letzten“ von 1994, und die beiden undatierten Bände „Aus Periodika“ und „Die Neuesten“.

Seine lyrische Kurzprosa ist unkonventionell, jede Reim- oder Versform entbehrend; sie ist sehr persönlich: ein lyrisches, hochindividualisiertes Ich spricht. Die Knappheit lässt viel Raum für Deutungen, Anspielungen, Wortverbindungen, die eine Fülle von Assoziationen hervorrufen können. Hurezeanu ist in engem Bezug zur europäischen Kultur zu lesen, er sprengt die nationalen Grenzen.

Sinnlich sind vor allem die frühen Gedichte. Das Feminine, die Liebe, das intensive junge Leben wechseln sich im Frühwerk in frischen Bildern ab: „Von Bernstein ist dein Körper, mit Hornissen drin / Wenn du im Mittagslicht dein Haar lang fallen lässt“. Dann häufen sich die Gedichte mit düsterem Hintergrund. Alles ist „roboterhaft bestimmt“, die Routine wird zur Chiffre dystopischer Phantasien. Es sind Gedichte, die auf eine düstere Diktatur Bezug nehmen: „Messen wir alles am Lärm / Oder an jenen sinnlosen Stellungen / Die Menschen in U-Bahnen einnehmen [...]“.

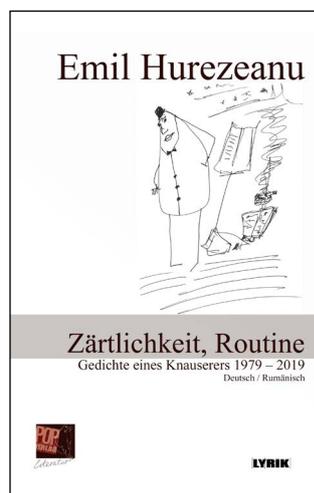
Das Schwinden der siebenbürgischen Kultur beklagt er in einem unbetitelten Gedicht: Die Emigration wird als Verlust empfunden. „Der transsilvanische Pilger liegt in einem Antiquariat / Bei Hermannstadt bei Hermannstadt [...]“. In „Unsere Herbst“ scheint

die Entfremdung einen Schritt weiter vorangeschritten: Selbst der Herbst gehört uns nicht mehr, denn in der Verleugnung des Eigenen, ist sogar der Herbst nicht mehr unsere Jahreszeit, sie bleibt ein Abstraktum.

Seine Themen sind vielfältig wie das tägliche Leben. Die Hoffnung auf eine Zukunft und die Ernüchterung sind eng miteinander verwoben. „Vier Rumänen ersticken in Italien/ Als sie auf der Halbinsel frei durchatmeten“. „Am Anfang vom Ende“, das letzte Gedicht, mutet pessimistisch an, und wird als scharfe Zeitdiagnose formuliert. „Was war, ist vorbei. / La grande politique et la petite histoire.“

In Hurezeanus Gedichten, in seinem poetischen Panorama, verdichtet sich ein halbes Leben unter unterschiedlichsten Lebensbedingungen zu einem kohärenten Gesamtbild. Die Übersetzung Aeschts ist eine gelungene und präzise Nachdichtung.

Emil Hurezeanu, Jahrgang 1955, stammt aus Hermannstadt/Sibiu in Siebenbürgen. Der Pragmatiker mit Dichterherz studiert zunächst Jura, debütiert literarisch in der Zeitschrift „Transilvania“ und leitet als Chefredakteur die Zeitschrift „Echinoc“ aus Klausenburg/Cluj. Das Wunder von „Echinoc“ war ein literarisch-philosophisches Phänomen während der zunehmend stalinistischen 1970er Jahre. Diesen Weg des Non-Konformismus geht er weiter und arbeitet zuweilen auch als Buchhändler. Über ein Herder-Stipendium gelangt er bereits 1983 in den Westen. Wien wird zu seinem Sprungbrett ins Exil. Er arbeitet als Redakteur bei Radio Free Europe und in der rumänischen Redaktion der Deutschen Welle. Seit der rumänischen Wende verlegt er seinen Lebens- und Wirkungsmittelpunkt nach Rumänien und bekleidet seit 2015 das Amt des Botschafters von Rumänien in Deutschland.



Emil Hurezeanu
Zärtlichkeit, Routine. Gedichte eines Knauserers 1979-2019.
Rumänisch/Deutsch. Aus dem Rumänischen von Georg Aesch. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2020, 342 Seiten, 25,50 Euro.

Ein „dem Leben mit der Endlichkeit abgerungene(s) Schreiben“

VON MARIA IROD

Nach dem vielversprechenden Debüt im Jahre 2016 präsentiert sich der junge Dichter rumänischer Herkunft Alexandru Bulucz mit einem Gedichtband, der ihn eindeutig als eigenständige Stimme der deutschsprachigen Gegenwartslyrik etabliert. Unter dem rätselhaften Titel „was die Petersilie über die Seele weiß“ sind Gedichte versammelt, die sich durch eine hohe intertextuelle Dichte auszeichnen und mittels raffinierter Wortspiele und Bezüge rund um das Kernthema Leiden und Tod unerwartete Assoziationsräume eröffnen. Die Texte sind in zehn Kapitel gruppiert, deren Überschriften Aufschluss über wiederkehrende Motive und Stimmungen geben: Leiden und Leidenschaft, Körperlichkeit und Körperversfall, Vertreibung und existenzielle Not, Trauer und Trost, Bedeutungsverlust bzw. Universalcharakter christlicher Symbole, das Ringen um die Sprache. Das erste, alleinstehende und „Reader’s Digest“ überschriebene Gedicht bietet den Einstieg in das thematische Universum und die stilistische Eigenart des Bandes. Durch die wortspielerisch erzeugte Annäherung zwischen Verdauung und Erzählung – „DIGESTION STATT DIEGESE. Schreiben sei Verdauungsstunde, / Darmkontrakt.“ – wird nicht nur der alte Gegensatz zwischen Fiktion und Lebensrealität, zwischen Schreibinstanz und beschriebenem Subjekt problematisiert, sondern werden auch Bezüge zu postmodernen Theorien über Schrift und Körper hergestellt. Man darf nicht vergessen, dass Bulucz’s akademischer Lehrer, Werner Hamacher, über den der Dichter unter anderem auch den Zugang zu seinem Lieblingslyriker Paul Celan fand, einer der wenigen deutschen Vertreter poststrukturalistischer Denkansätze war. Seinem Andenken wird in diesem Band das Gedicht „Vorrat verbraucht“ gewidmet, das die Überschrift eines vorgesehenen Unterkapitels in Hamachers unvollendetem Essay „Andere Schmerzen“ übernimmt und Bezüge zu Rilke und dem Themenkomplex Schmerz – Sprache – Tod herstellt. Das jeweilige Motto und die Widmungen sind in diesem Band überhaupt von großer Bedeutung, weil sie zur Entzifferung weiterer Anspielungen und Sinnzusammenhänge anregen. Das erste oben erwähnte Gedicht wird etwa dem deutsch-amerikanischen Dichter Paul-Henri Campbell gewidmet, der u.a. zusammen mit Bulucz ein Sonderheft der Literaturzeitschrift „Die Wiederholung“ zum Werk Werner Söllners herausgegeben hat. Wenn man weiß, dass Campbell auch eine Poetologie des Kranken entwickelt und in Anlehnung an Judith Butler den Begriff „Salutonormativität“ geprägt hat, erschließt sich einem noch ein wichtiger Topos in Bulucz’ Lyrik, der im erläuternden Nachwort des Autors im Zusammenhang mit dem Buchtitel als „Leiden am

Sich-nicht-normgerecht-artikulieren-können“ beschrieben wird. Nachdem der Dichter eine kulturelle Genealogie des Wortes „Petersilie“ skizziert, die vom Volksaberglauben über die Petersilie als Unglückspflanze bis zum Petersilien-Massaker in der Dominikanischen Republik der 1930er Jahre reicht und die Petersilie an den Tod bindet, verweist er auf die phonetische Nähe zum Wort „Seele“ und schlägt die Brücke zu seinem eigenen Schreiben als „Patholekt“.

Außer der ausgeprägten Intertextualität, die Bulucz’ Lyrik auszeichnet und die der Autor selbst mit Celans Dialogizität in Bezug setzt, weist der Band auch eine interkulturelle Dimension auf. Im Nachwort reflektiert der Dichter seine Zweisprachigkeit und bedauert, dass die Muttersprache mit der Zeit zugunsten der Literatursprache verkümmert: „Zu schmerzlich ist es zudem, mitansehen zu müssen, wie mein Rumänisch immer mehr außer Gebrauch gerät und in mir ausstirbt.“ Bilder und Erinnerungen aus der im Alter von dreizehn Jahren verlassenen Heimat Rumänien scheinen trotzdem in Bulucz’s Lyrik immer wieder durch. So wird etwa in einem titellosen Gedicht eine urige Landschaft in Szene gesetzt, in die Chiffren des rumänischen Lebens unter der Ceaușescu-Diktatur – Dacia als Statussymbol, Karpaten-Stummel, die man mit Spucke zusammenklebt und raucht – eingebettet werden. Das „Stundenholz“ überschriebene Gedicht ist für den ganzen Band insoweit exemplarisch, als es mit religiösen Symbolen spielt, die es aus dem ursprünglichen Kontext herauslöst und in neue wortspielerisch aufgebaute Welten einfügt und zugleich auf Celans Dichtung bezieht: „Den bukowinischen Fragen, wo Heimat / beginne, Erinnerung ende, glaub’ ich die Fragezeichen. (...) Ahnt ihr, Rose, was ich glaube? Dass die rumänischen Mütter / ihre Söhne zu Mönchen erziehen. Früh schon zeigen sie ihnen, / wie salata de vinete gemacht wird. Mit dem aus der Buche / geschnitzten Äxtlein klöppelt der kleine Mönch das Fruchtfleisch / der gegrillten Aubergine klein auf dem Brett aus Stundenholz.“ Die eigenwillige Mischung aus (Selbst)Ironie, Pathos, experimentierfreudigem Umgang mit den Möglichkeiten der deutschen Sprache – Neuschöpfungen, Wortspiele, euphonische Figuren – vielfältigen Anspielungen und biographischen sowie historischen Bezügen bestimmt den Duktus der meistens langzeiligen Gedichte dieses höchst lesenswerten Bandes.

Alexandru Bulucz

was Petersilie über die Seele weiß. Gedichte. Verlag Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2020, 120 Seiten, 20,00 Euro.

Der verkappte Don Quijote des kleinen Mannes und der belanglosen Frau

VON ROMANIȚA CONSTANTINESCU

Die Kurzgeschichten von Florin Iaru sind keine Parabeln oder Fabeln, wollen nicht belehren und deuten und, mit einigen wenigen Ausnahmen, zeugen nicht einmal von der Eitelkeit oder Anmaßung der gesellschaftlichen Satire. Alltäglichen Wünschen, geheimen Träumen, Liebes- und Rachefantasien, ausgefallenen Hoffnungsmomenten, die sich gegen die Vernunft, aber auch gegen Misstrauen und Angst sperren, werden mit gutmütigem Humor begegnet. In der Kurzgeschichte „Die grünen Brüste“, die den Titel des Bandes ergibt, geht es um ein 15-jähriges Mädchen, das sich erhofft, mithilfe einer selbstgekochten Dill-Tinktur größere Brüste zu bekommen. Und, siehe mal, die Hoffnung des Mädchens mit grüngefärbten Brüsten geht tatsächlich in Erfüllung, wenn auch nicht in der erwarteten Weise. Manche kühnen Träumer werden jedoch von der Realität tief enttäuscht, wie die Frau, die von den Weihrauchssängern beraubt wird, scheinen aber vom Aufwachen aus dem bösen Traum nicht besonders angerührt zu sein, sie nehmen es mit Gelassenheit. In einem Falle nimmt der Erzähler den Naiven in Schutz und lässt uns zumindest nicht erfahren, was mit dem Sohn des frohen Muts passiert ist, der das Wagnis einging, aus Liebe zu singen, oder mit seiner gnadenlosen Verführerin. Jüngere trauen sich nicht, eine auffallende, unvermittelte Entscheidung zu treffen, die sie sich jedoch vorstellen können und bedauern dann den verpassten Augenblick. Für Ältere bleibt keine Zeit mehr, um noch alles in ihrem Leben zu ändern oder Verpasstes nachzuholen. Auch sie werden aber von den immerwährenden Vorstellungen der erträumten zweiten Chance oder der zweiten Option geplagt.

Der junge Literaturkritiker Geo stirbt qualvoll in der Phantasie einer Dichterin, die Angst vor seinem vernichtenden Urteil hat. Oft ist das Ende einer solch ungewöhnlichen Lebensperiode verschleiert, ambivalent: nimmt die Frau unbewusst Rache an dem Gnadenlosen oder fällt sie ihm zum Opfer und wird verrückt? Was passiert eigentlich in der Welt des armen Marinusch, der glaubt, lebendige Puppen im Schaufenster eines Geschäftes gesehen zu haben und sich wünscht, wenigstens eine zu befreien und zu lieben? Die unbedeutendsten Menschen erleben so einen kurzen Moment ihrer tragischen Größe, in dem sie Einblick in eine andere mögliche Welt erhalten und zu Helden dieser werden. Sie erleben sich in ihrer totalen Andersartigkeit, sie nehmen

sich als fiktive Figuren der eigenen Existenz auf. In jeder und jedem steckt ein Don Quijote, der seiner schönen und spontanen Verrücktheit nachgibt. Erst wenn der Mensch diesen Zustand der Gnade nicht erreicht oder weit weg von der Utopie seiner selbst bleibt, führt er eine öde Schattenexistenz. Der moralische Nerv des Erzählers wird von Feiglingen und Desengagierten, sowie von Traumzerstörern und Visionsbremsern gereizt.

Jedoch hat nicht die Anekdote der mal lustigen, mal ernstesten und oft kuriosen Fallberichte den Vorrang, sondern die Inszenierung der Perspektive, wodurch der Leser das Geschehen wahrnimmt. Eine häusliche Szene von psychischer Gewalt wird aus der Sicht der Gabel projiziert, womit der Mann isst, während seine Frau ihn auf übelste Weise anpöbelt. Es wird direkt in die Wahnvorstellung eines Sex-Besessenen eingeführt, indem wir die Stimme der Frau aus dem Kopf des Mannes hören und gleichzeitig ihrem sowie seinem Befreiungskampf beiwohnen. Bemerkenswert ist, dass mit jedem der 53 kleinen Stücke, die nicht länger als vier Seiten sind, die literarische Formel variiert. Mal sind sie im konventionellen realistischen Stil geschrieben, so dass die erzählte Welt kommensurabel bleibt, mal schwanken sie zwischen dem Unheimlichen und dem Übernatürlichen und Wunderbaren in fantastischer Manier. Die stilistische Prägnanz des Dichters Florin Iaru, der sich seit neun Jahren als Kurzprosaautor etabliert hat, und die in der Übersetzung von Manuela Klenke nicht verloren gegangen ist, verspricht auch in Mikrokontexten, auf Satzebene, viel Vergnügen.



Florin Iaru
Die grünen Brüste. Erzählungen. Aus dem Rumänischen übersetzt von Manuela Klenke. Danube Books, Ulm 2020, 184 Seiten, 18,50 Euro.

Iris Wolffs jüngster Roman „Die Unschärfe der Welt“

Eine epische Familiengeschichte in lyrischen Miniaturen

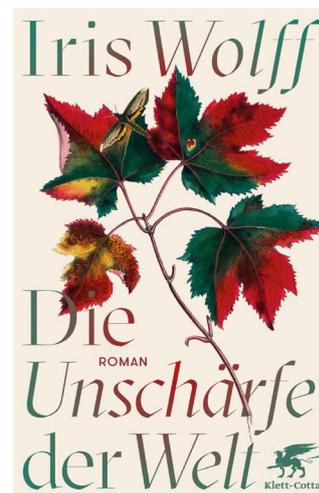
VON MARKUS FISCHER

Auch mit ihrem vierten Roman kehrt die 1977 in Hermannstadt/Sibiu geborene und 1985 mit ihrer Familie in die Bundesrepublik Deutschland ausgesiedelte Schriftstellerin Iris Wolff literarisch wieder nach Rumänien zurück, genauer gesagt ins Banat und nach Siebenbürgen, wo die fünf Generationen umspannende Familiengeschichte ihren Ausgang nimmt, anhebend mit dem Ururgroßvater, der in Heltau/Cisnădie die erfolgreichste Wollwäscherei Siebenbürgens führt, sowie mit dessen Tochter Karline, die als Matriarchin der Großfamilie schließlich mit nach Deutschland übersiedelt. In der Großvätergeneration ist es Karlines Tochter Florentine, die den Theologen Hannes heiratet, um mit ihm ins Banat zu ziehen, wo er eine Pfarrstelle versieht. Deren gemeinsamer Sohn Samuel flieht in den letzten Jahren des Ceaușescu-Regimes mit einer Propellermaschine in den Westen, kehrt aber nach der Wende wieder nach Hause zurück, wo er nicht nur seinen Eltern, sondern auch seiner von ihm in Rumänien zurückgelassenen Freundin Stana wieder begegnet und mit seiner Tochter Livia, genannt Liv, Bekanntschaft macht. Die zahlreichen einzelnen Erzählfäden, die keiner exakten chronologischen Ordnung folgen, werden am Ende des Romans in der Schilderung eines Familientreffens anlässlich des Begräbnisses der Urgroßmutter Karline in Süddeutschland zusammengeführt. Dort, fern der rumänischen Heimat, schließt sich der Kreis, der im Roman zu einem Kreis der Erinnerungen geworden ist. „Karline war fort, dachte Liv, und mit ihr so viele Geschichten. Ihre Eltern waren das Gedächtnis ihrer Großeltern, ihre Großeltern waren das Gedächtnis ihrer Urgroßeltern. So konnte es funktionieren.“ (S. 204)

Karlines Tochter Florentine, insbesondere aber ihr Enkel Samuel, sind beide Menschen, die das Schweigen lieben. Samuels Abschiedsbrief an seine Freundin Stana vor seiner Flucht aus Rumänien umfasst nur drei Sätze: „Verzeih mir. Warte nicht auf mich. Ich bin nie fort von Dir.“ (S. 204) Und auch Samuels Mutter Florentine fühlt sich beim Schweigen wohler als beim Sprechen. „Florentine spürte Worten gegenüber ein nie ganz aufzulösendes Unbehagen. Die Unschärfe der Aussagen verunsicherte sie. Wie sehr sie sich auch bemühte: Sprechen reichte nicht an die Wirklichkeit der Erfahrung heran.“ (S. 22) Die im Romantitel evozierte „Unschärfe der Welt“ ist demnach in Wirklichkeit die Unschärfe eines jeden Sprechens über die Welt, die den Schatten eines Zweifels auf die epischen Erinnerungen wirft, welche jene dem Vergessen erst entreißen. Dieses Dilemma spricht Rainer Maria Rilke in seinem Roman

„Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ in der Gestalt des Dichters Arvers mit dem Satz an: „Er war ein Dichter und hasste das Ungefähre“; Iris Wolff bewältigt es durch die Poetisierung und Lyrisierung der Narration. Sie überzieht den epischen Erzählfluss mit einer Patina des Zarten, Weichen und Behutsamen und löst zugleich die Gesamterzählung in Einzelszenen auf, die jeweils für sich und für das Ganze sprechen. Das Innere der einzelnen Erzählfiguren ist ihr wichtig: ihr Spüren, ihr Empfinden, ihr Nacherleben der Erinnerungen. „Sie waren in einem unbestimmten Raum angesiedelt, in dem Denken und Fühlen ineinander übergingen.“ (S. 22)

Mögen die Überschriften der sieben Kapitel des Romans von Iris Wolff noch so erratisch wirken, so gehorchen sie doch demselben Erzählprinzip: in einem Wort, einer Szene, einer Begebenheit mehr, das Ganze zu sagen. „Zăpadă“, zu Deutsch Schnee, ist das erste Wort Samuels, „Echo“ der Kosenname eines in der Marosch ertrunkenen Kindes, „Leviathan“ ist der Name einer Wollwaschmaschine, „Windwanderer“ sind die mit dem Wind fliegenden Samen von Ahorn und Löwenzahn, „Makromolekular“ spielt ironisch auf die von der kommunistischen Propaganda zur Wissenschaftlerin von Weltrang ernannte Präsidentengattin Elena Ceaușescu an, genauso wie der Staatsgott Roms „Jupiter“ im Roman just in dem Moment in Erscheinung tritt, als das rumänische Diktatorenpaar die Flucht angetreten hat, „Prestigio“ schließlich weist in die Welt der Zauberei, von der sich Samuels Tochter Liv höchst beeindruckt zeigt. Hier fällt auch ein Satz, der für den gesamten Roman gelten mag: „Erst das Ende offenbart, ob der Anfang gelungen ist.“ (S. 195)



Iris Wolff
Die Unschärfe der Welt.
Roman. Klett-Cotta Verlag,
Stuttgart 2020, 216 Seiten,
20,00 Euro.

Neuer Erzählband von Anton Sterbling

Augenzwinkerndes Scheitern am Klimadelirium

VON HALRUN REINHOLZ

In den aufgeheizten Zeiten der Klima-Camps und Klimademonstrationen ist ein Erzählband mit dem Titel „Klimadelirium“ scheinbar *en vogue*. Der namengebende Text ist die letzte der fünf „furchtbaren“ Erzählungen, die Anton Sterbling in seiner „Vorwarnung“ ankündigt. Doch der Leser möge selbst entscheiden, fährt er fort, ob die Erzählungen tatsächlich „furchtbar, Furcht erregend oder nur aus Furcht geschrieben“ sind. Er schließt die Vorwarnung mit dem Hinweis, er befinde sich „am Rande einer in Furcht und in moralischem Delirium schwebenden Welt“.

Anton Sterbling widmet diese Erzählungen ausdrücklich „ausnahmslos“ seinen Freunden von der Aktionsgruppe Banat. Die Aktionsgruppe begeht demnächst ihr fünfzigstes Gründungsjubiläum. Und sicher wähte auch sie sich damals „am Rande einer in Furcht und moralischem Delirium schwebenden Welt“. Wenn es auch zweifellos eine ganz andere Welt war. Und dennoch scheint der Bezugspunkt gewollt. Die Mitglieder der Aktionsgruppe befassten sich mit Literatur – auch als Rezipienten. Sie gingen den Dingen auf den Grund, setzten sich mit ihnen auseinander. Und eckten an, in einer Welt, wo Auseinandersetzung und Vielfalt der Gedanken nicht geduldet wurden.

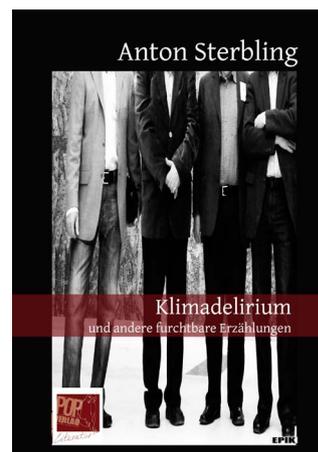
Beruflich hat sich der Soziologieprofessor Anton Sterbling dieses analytische Denken zu Eigen gemacht und auch in seinem literarischen Schaffen zeigt es deutlich Präsenz. In der Titelerzählung treibt das „Klimadelirium“ den Professor für frühneuzeitliche Literatur Bartholomäus Jeanpaul dazu, sein Leben völlig neu aufzustellen. Er geht dem Phänomen des allgegenwärtigen „Klimawandels“ nach – mit der bemühten Ernsthaftigkeit des scheinbar naiven Wissenschaftlers, der sich fragt: Was ist Klima überhaupt? Wann und wo taucht es auf? Wie kann man es fassen? Die Frage führt ihn weg von seinem geregelten beruflichen und familiären Alltag nach Südosteuropa, Rumänien, auch kurz nach Serbien, wo er Zeit verbringt und Erkenntnisse gewinnt. Auch in den anderen Erzählungen kommen immer wieder genealogische oder biographische Details zur Sprache, die selbstverständlich „in dichterischer Freiheit erfunden“, aber dennoch der Banater Realität der „Melonengasse“ entnommen sind. Als Verwandter des Katers Murr taucht zudem immer wieder (und ausführlich in der ersten Erzählung) eine „serbische Katze“ auf, die sich wahlweise in einen Mönch verwandeln kann und in dieser Doppelgestalt Zeugin der tausendjährigen „traurigen“ Geschichte der Region ist.

Nicht nur E.T.A. Hoffmann und sein Kater Murr standen Pate bei Anton Sterblings skurrilen Erzählungen, auch Grimmelshausens „Simplicius“ ist nicht

zufällig das Forschungsfeld des Aussteiger-Literaturprofessors Bartholomäus Jeanpaul. Augenzwinkernd führt der Autor vor, wie dieser an der ernsthaften wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem selbst erfundenen Begriff „Klimadelirium“ scheitert. Ja, schon „Klimawandel“ und „Klimaschutz“ begrifflich nicht fassen kann. Unversöhnlich stehen sich die Antipoden in Gestalt seiner eigenen Kinder gegenüber: der trotz seines künstlerischen Berufs als Komponist bürgerlich angepasste Sohn Bartholomäus und die bis zum Radikalismus engagierte Klimaaktivistin Greta (!) Agathe.

Mit einer guten Prise Ironie schildert der Autor in den fünf Erzählungen Menschen und Schicksale, Ansichten und Weltenläufe und spart auch die Securitate-Akten seines *alter ego* Dr. Georg Alfons Hamann nicht aus. Aus sicherer Distanz blickt er auf das Geschehen in der künftigen weltumspannenden „Juchtenkäfer-Republik“, wo die Kim-Dynastie bereits in der 13. Generation regiert und der „uralte“ Soziologe Anton Sterbling in die Strafkolonie deportiert wird. Hier sind neben Nietzsche, Kafka, Dieter Schlesak, Paul Schuster und Oskar Pastior auch Herta Müller und die Mitglieder der Aktionsgruppe Banat versammelt, die „immer noch heftig“ stritten und diskutierten. Aus der Perspektive der serbischen Katze wagt er einen Blick in die „unermessliche Zukunft“, falls nicht „bereits alles dem Klimadelirium zum Opfer gefallen“ ist.

Sterbling empfiehlt seine den Grundideen der Aktionsgruppe folgenden „furchtbaren“ Gedanken nicht nur deren immer noch treuen Freunden und Sympathisanten, sondern auch „allen Ideologen und Dogmatikern, allen Feinden der Freiheit, der unbehinderten Sprache und der beharrlich kritischen Gedanken zur nützlichen Lektüre.“ Trotz der in düsteren Farben gemalten Zukunftsaussichten gestaltet sich diese wegen des steten Augenzwinkerns im Hintergrund außerordentlich vergnüglich.



Anton Sterbling
Klimadelirium und andere furchtbare Erzählungen.

Pop-Verlag, Ludwigsburg 2020,
244 Seiten, 16,90 Euro.

„Strömende Zeit, es gibt keinen festen Ort in ihr.“

VON KATHARINA KILZER

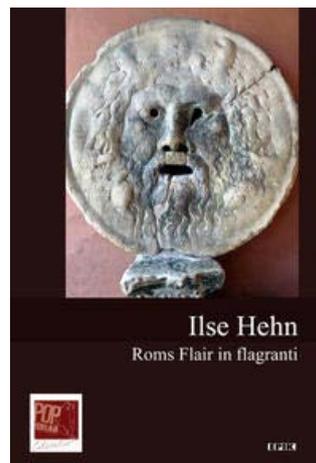
„Rom lieben oder erleiden?“ fragt Ilse Hehn in ihren Reisetagebuchnotizen und antwortet: „Ich entscheide mich fürs Erste“. Im Buch des Pop-Verlags „Roms Flair in flagranti“ mit dem Titelbild „Mund der Wahrheit“ aus dem Glockenturm der Kirche Santa Maria in Cosmedin entführt sie den Leser mit vor Heiterkeit und Leichtigkeit sprühenden römischen Szenarien auf 137 Seiten mit 65 eigenen Fotos in eine antike, poetische, barocke, christliche, kunstvolle, geschichtliche Vergangenheit und Gegenwart der „Ewigen Stadt“. Ich entscheide mich ebenso für die Variante, „Rom lieben“, obwohl ich keine nur guten Erinnerungen bei meinem Besuch in der Stadt vor einigen Jahren mitnehmen durfte. Beim Durchblättern des Buches, das auf den ersten Blick wie ein Reiseführer anmutet, ertappe ich mich beim fleißigen Unterstreichen von Sätzen, da viele der bildbeschreibenden Texte wunderschöne Aphorismen enthalten, die allgemeingültig sind: „Rom zu erfahren, ist, als müsse man die zwölf Aufgaben des Herkules auf einmal erledigen.“; „Ist doch nicht der Sonnenuntergang das eigentlich Wunderbare, sondern das Verglühen des Sommerabends danach.“; „Welch schöner Irrtum die Auffassung, dass die Kunst die Natur zu übertreffen vermag.“; „Neu über Alt, sagen die Römer, beim Jupiter, man muss nicht alles ausgraben, da verliert man ja den Boden der Neuzeit.“ Oder „Die Stadt wölbt ihren steinernen Buckel gegen die strömende Zeit“ und „Es regiert der Stein.“, „... auch der Marmor lebt! Was aus ihm herausbirst, ist Ewigkeit...“

Ilse Hehn, Künstlerin und Dichterin, Stellvertretende Vorsitzende des Exil-Pen, Sektion deutschsprachige Länder, die bereits mit einem Bildband ihrer Wahlheimat Ulm brillierte, schildert mit viel Empathie für die Schöpfer des kulturellen, geschichtlich-historischen Erbes der italienischen Hauptstadt die „... beste aller möglichen Welten“ im Sinne Voltaires bei ihrem Spaziergang durch Rom. Sie beschreibt mit künstlerischem Auge und lyrischem Sinn interessante Plätze und Ecken Roms, die nicht nur touristisch viel besucht sind und den Flair dieser Stadt ausmachen. Als Stadt des Altertums, des Mittelalters, der Renaissance, des Barock, der Neuzeit oder Stadt der Künstler, Maler, Bildhauer, der Könige und Päpste – Rom ist immer eine Reise wert. Besonders die Schritte abseits des Trubels, zu unbekanntem Ecken und Ufern faszinieren im Buch: die Vier-Köpfe-Brücke Ponte Fabricio, der Poet des Romanesco Belli, der Rundblick von der Piazza Venezia zum Kolosseum, der Wasserverkäufer, der Luther ähnelt, der Abendblick auf dem Kapitol mit Castor und Pollux, der Blick in das Armen-Viertel Trastevere, Rafaels Grab, die kolossale Statue von Konstantin dem Großen, die

Skulpturen von Michelangelo oder das wiederholte in Augenscheinnehmen des bekannten Bildhauers Bernini. So kommt sie oft auf literarische Anspielungen: Vergil, Caesar, Voltaire, Goethe, Kleist, Pessoa, Simone de Beauvoir oder Silva Plath.

Rom-Literatur gibt es nun wahrlich mehr als genug! Ob es Lyriker, Prosaisten, Forschungs- und Kunstreisende sind, die das große Staunen, Bewundern und Schwärmen über die italienische Hauptstadt bewegte, sie alle arbeiten sich ab an dem Mythos der Stadt, der Vielseitigkeit, den atmosphärischen Eigenarten und nicht zuletzt an ihren Klischees. In der deutschen Literatur war es nicht nur Goethe, der mit seiner „Italienischen Reise“ das große Schwärmen für Italien weckte. Auch Eichendorff ließ seinen „Taugenichts“ dorthin fahren, Ludwig Tieck oder Wolfgang Koeppen und besonders die Villa-Massimo Stipendiaten widmeten zahlreiche Zeilen dieser mächtigen, vielseitigen Stadt. Die Autorin versucht, dem Topos Rom noch Neues abzurufen und dabei die atmosphärischen Eigenarten einzubeziehen. Sie bereist die Stadt im Sommer, sitzt auf den Stufen des Kolosseums, der Spanischen Treppe, am Ufer des Tiber, spaziert über den Markt, den Petersdomplatz, über Brücken und in Abseitgassen, wo typische kleine Trattorias zum Verweilen einladen. Sie bereist aber auch die Stadt im Winter, zu Weihnachten und findet beleuchtete Plätze, den verhangenen Himmel und fahles Licht auf den sieben Hügeln der Stadt. In Ilse Hehns Buch der l’art pour l’art stößt der Leser auf Gedanken, denen man anmerkt, dass die Autorin sich Zeit gelassen hat, sorgfältig zu sortieren, eine passende Auswahl ihrer Bilder und Texte zu treffen, um dem Buch eine gewisse Ordnung und einen fließenden Rhythmus zu gewähren. Das ist ihr gelungen. Neben Geschichte, Gesellschaft, Kunst und Kultur vermisst ich etwas die musikalischen Aspekte der Stadt, obwohl in ihren Zeilen Musik und Poesie vereint sind. So wollen wir uns nach der Pandemiezeit beim nächsten

möglichen Spaziergang durch Rom an den Beschreibungen des Buches „Roms Flair in flagranti“ erfreuen!



Ilse Hehn
Roms Flair in flagranti.

Pop-Verlag, Ludwigsburg 2020,
142 Seiten, 19,90 Euro.

Marina Frenks Romandebüt „ewig her und gar nicht wahr“

VON MARKUS FISCHER

Die 1986 in der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik geborene und 1993 mit ihren Eltern nach Deutschland ausgewanderte Schauspielerin, Hörspielsprecherin, Musikerin und Autorin russisch-jüdischer Herkunft Marina Frenk hat mit ihrem bei Wagenbach erschienenen Roman „ewig her und gar nicht wahr“ ein interessantes Debüt vorgelegt, das ihr autobiographisches Alter Ego, die als Mutter eines Sohnes gemeinsam mit ihrem Partner Marc in Berlin lebende Malerin Kira Liberman, in der Vielfalt seiner Lebensbezüge schildert.

In den insgesamt 36 Büchern des Romans, inklusive einem Prolog und einem Epilog, entfaltet die Ich-Erzählerin nicht nur ihre eigene Lebensgeschichte, die von ihren Kindheitserinnerungen in Chişinău über die Reise anlässlich der Übersiedlung nach Deutschland, über die erste Zeit im Ruhrgebiet bis zu ihrer gegenwärtigen Existenz in Berlin führt. Vielmehr beleuchtet sie darüber hinaus auch ihre russisch-jüdische Familiengeschichte in Gestalt der Eltern und Großeltern sowie weiterer Verwandter, die den Leser in die historische Vergangenheit vor Kiras Geburt zurückführen: etwa nach „Capresti, Bessarabien, 1941“ (die Autorin verzichtet bei rumänischen Namen und Wörtern fast vollständig auf diakritische Zeichen, selbst beim Zitat der Anfangsstrophe von Paul Celans rumänischem Gedicht „Tristețe“), nach „Saporischschja, Ukraine, 1941“, ins „Irgendwo zwischen Saporischschja und Usbekistan, 1941“, nach „Budapest, Ungarn, 1944“ oder nach „Chabarowsk, Sowjetunion, 1968“, wie einzelne Kapitelüberschriften lauten.

Die historische Vergangenheit wird außerdem durch Reisen der Ich-Erzählerin nach Haifa oder nach New York in die Erzählgegenwart geholt, aber eigentlich herrscht in Marina Frenks Roman kunstvoll komponierte Synchronie. „Das kann alles nicht sein, es ist alles nicht wahr. Chronologie ist erfunden, es gibt keine. Sie ist eine Lüge, wie alle Systeme“ (S. 215), heißt es im 34. Kapitel, das selbst verschiedene Zeitebenen durcheinander mischt. Noch deutlicher ist dies im 33. Kapitel, das „in einem Frachtwaggon, irgendwo, irgendwann“ spielt und in einem imaginären Kriegs- und Deportationsszenario Kiras gesamte Familie über mehrere Generationen hinweg unter den Augen von Sowjetsoldaten und SS-Männern versammelt, zu den Klängen des jiddischen Liedes „Chiribim Chiribom“.

Kiras Leben erscheint einerseits als Brennpunkt dieser russisch-jüdischen Deportations-, Evakuierungs- und Migrationsgeschichte, andererseits und vielleicht noch mehr als existentialistische Studie menschlicher

und weiblicher Selbstbehauptung in der heutigen Gegenwart. Kiras Künstlertum spielt dabei kaum eine Rolle. Ausstellungen in Köln oder Berlin bleiben ohne Resonanz. Kunst ist im Roman kein Thema. Vielmehr kreist Marina Frenks Buch um Fragen des Mutterseins, der Partnerschaft, der Authentizität und Wahrhaftigkeit gegenüber dem eigenen Fühlen und Denken.

Symptomatisch hierfür sind die zahlreichen Phantasien, die Tagträume und die Bewusstseinsbilder, die den Roman durchziehen. Sprechende Beispiele sind etwa die Tierphantasien (Elefant, Königstiger, Wal, Flamingo), aber auch die Phantasien im Zusammenhang mit der Fehlgeburt der mutmaßlichen Tochter aus der Beziehung zu Theodor. Was hier an erzählerischer Kraft entfaltet wird, ist beeindruckend, wenn auch der Versuch, den abgegangenen Fötus nach dem Abort in den Mutterleib zurückzustopfen, verstören muss.

Verstörend ist auch die auf mehreren Erzählebenen wiederkehrende obsessive Phantasie der Ich-Erzählerin, den Kopf des Liebhabers zwischen die Oberschenkel wie in einen Schraubstock zu klemmen und den Geliebten dabei entweder zu ersticken oder ihn auf dem Wege einer umgekehrten Geburt zu inkorporieren. In solchen Traumbildern unzensurierter Imagination liegt die Kraft und die Wucht dieses Romans, der virtuos verschiedenste Sprachebenen beherrscht und zwischen poetischer Diktion und unflätiger Umgangssprache anstandslos umzuschalten in der Lage ist.

Todesvisionen am Ende des Buches stellen die Existenz der Ich-Erzählerin noch einmal auf den Prüfstand. Was beständig ist und bleibt, sind Mutterliebe (zu ihrem Sohn Karl) und Frauenfreundschaft (zur Musikerin Nele). Liebe zu Männern wie zu sich selbst stehen unter großen Fragezeichen.



Marina Frenk
ewig her und gar nicht wahr.
Roman. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2020, 240 Seiten, 22,00 Euro.

Peter Maffay beschreibt in seinem Buch, wie aus Tabalugas „Grünland“ Wirklichkeit wird

„Unser ganzes Leben definiert sich über Beziehungen und Begegnungen.“

VON INGEBORG SZÖLLÖSI

„Man kann mit dem Leben mehr anfangen, als es nur immer schneller zu leben.“ Diesen Spruch Mahatma Gandhis hat sich der aus dem siebenbürgischen Kronstadt/Braşov stammende Musiker Peter Maffay zum Leitmotiv gemacht, als er sich entschloss, auf einem 70 Hektar großen Anwesen eine Biolandwirtschaft zu betreiben. Nähern sich Besucher dem Anwesen, heißt eine Tafel sie willkommen: „Grüß Gott auf Gut Dietlhofen“ – und darunter ist der bei Groß und Klein beliebte, kleine grüne Drache Tabaluga abgebildet: Alles, was er verkörpert soll auf dem idyllischen Landstrich im oberbayerischen Alpenvorland, nahe der Stadt Weilheim, gelebt werden: „die Achtung und der Respekt vor jedem Lebewesen, der Schutz der Natur, die Bewahrung und das Miteinander, die Hoffnung, die Liebe, die Zuversicht und die Freude am Leben“. Und dass diese hehren Ziele keine hohlen Phrasen sind, zeigt ein Buch, das vor Kurzem erschienen ist und den Lesern lebhaft vor Augen führt, dass Tabalugas Märchenwelt Grünland keine Fiktion ist, sondern Realität.

„Die Produktion und der Verkauf von Bioprodukten ist mir schon lange ein Anliegen.“ – Wie kommt es, dass ein so erfolgreicher Musiker, der seit 50 Jahren von Millionen Fans gefeiert wird, ein Faible für die Landwirtschaft hat? Diese Frage beantwortet Peter Maffay gleich zu Beginn seines Buches und wirft einen Blick zurück in seine Vergangenheit. Er lässt seine Geschichte am Fuße der Karpaten ihren Anfang nehmen und erzählt von seiner Mutter, einer Siebenbürger Sächsin, seinem Vater, einem Ungarn, seinem rumänischen Freund Costică, von Land und Leuten seines Herkunftslandes Rumänien. Früh schon merkte Peter, dass die Menschen auf den Dörfern in Siebenbürgen „zufriedener und glücklicher“ waren als die Städter. Mit seinem Vater ging er oft auf die Jagd, lernte abgelegene Orte ohne Strom und fließendes Wasser kennen – und lernte dabei vor allem eins: genau zu beobachten. Im kommunistischen Rumänien herrschte kein Luxus – die Menschen mussten sich gegenseitig helfen und so florierte ein archaischer Tauschhandel: Wer Äpfel hatte, tauschte sie gegen Gurken ein; wer Salat anbot, bekam Kirschen. Und „Bohnen gegen Kartoffel“ war auch kein schlechtes Geschäft. Die Unabhängigkeit der Landwirte in Siebenbürgen beeindruckten Peter. Im Unterschied zu den Städtern, die sich permanent „Tricks und Kniffe“ ausdenken mussten, „um etwas Fleisch oder ein Kilo Obst zu ergattern“, verlief das Leben der Bauern in ruhigeren Fahrwassern. Diese erste Prägung war ausschlaggebend.

Die Begeisterung für die Landwirtschaft – zunächst nur latent vorhanden – wurde in den 1990er-Jahren manifest: Als Peter auf Mallorca ein schönes, altes Haus, eine ehemalige Ölmühle inmitten von Oliven- und Zitronenplantagen, erwarb, konkretisierte sich der Wunsch, ökologische Landwirtschaft und artgerechte Tierhaltung zu betreiben. Auf seiner Finca wird seither mit verschiedenen Gemüse- und Obstsorten „experimentiert“. Schließlich wagte man sogar den Weinanbau. Als Rumänien 2007 Mitglied der Europäischen Union wurde, kehrte Peter Maffay nach Siebenbürgen zurück und begab sich auf die Suche nach einem ländlichen Sitz für sein Stiftungsprojekt, mit dem er bereits Tausende Kinder, „die auf der Straße leben“, vor der Verwahrlosung gerettet hat. In einem kleinen Dorf unweit von Kronstadt wird er am Ende einer Sackgasse, einer „Schotterpiste mit vielen Schlaglöchern“, fündig – in Radeln/Roades. Auch dieses Zentrum wurde ein florierender Bauernhof mit Ställen für „Kühe, Hühner, Ziegen, Esel und Schafe“: „Auf den Äckern ernteten wir Heu für unsere Tiere. Wir produzierten überwiegend in traditioneller Arbeitsweise.“

Nach diesen erfolgreich aufgezogenen Projekten stellte sich das Bedürfnis ein, auch in Deutschland ein Gut zu finden, auf dem man „eine kleine Landwirtschaft“ betreiben kann: „Hatte in Spanien der Zufall geholfen und war in Rumänien die systematische Suche von Erfolg gekrönt, so hatten wir nun pures Glück. Nicht wir fanden das Gut Dietlhofen, sondern das Gut fand uns. Es wurde uns zum Kauf angeboten.“ Und über diese kosmische Fügung und was daraus konkret entstanden ist, erzählt Peter Maffay mit viel Enthusiasmus in seinem „Hier und Jetzt“.



Peter Maffay (Co-Autorin Gaby Allendorf)
Hier und Jetzt. Mein Bild von einer besseren Zukunft.
Lübbe Sachbuch, Köln 2020,
256 Seiten, 20,00 Euro.

Banater Theater- und Familiengeschichte im Spiegel einer Reiseerzählung

„Meine Neugier auf Rumänien ist gerade erst erwacht“

VON SILVIA PETZOLDT

Das Deutsche Staatstheater Temeswar (DSTT) nimmt bis heute eine zentrale Rolle im Identitätsverständnis der Banater Schwaben ein. Elisabeth Niederkorn, in den 1950er-Jahren Schauspielerin am DSTT, hinterließ nach ihrem Tod 2016 einen umfangreichen Nachlass, bestehend aus Aufzeichnungen, Fotoalben und Dokumenten, die nicht nur aufschlussreiche Einblicke in das Leben einer Künstlerin, sondern auch die Geschichte des Minderheitentheaters in kommunistischen Zeiten geben. Katharina Joanowitsch, die in Hamburg lebende Nichte Niederkorns, öffnet diese spannende Schatzkammer für den Leser und begibt sich auf die Suche nach ihren Wurzeln. Ihr Vater Antonius wurde 1923 im Banat geboren und verbrachte seine Kindheit in Temeswar/Timișoara. Ende des Zweiten Weltkrieges verschlug es ihn nach Norddeutschland, wo er Joanowitschs Mutter heiratete. Voller Neugier nimmt die Autorin den Kontakt zu zwölf Banater Ortschaften entlang der einstigen Tourneestrecke des Theaters auf. „Die Antworten waren unterschiedlich ergiebig. Ich las andächtig die altmodisch klingenden Ortsnamen, sprach sie laut aus und war gerührt über Erinnerungsbröckchen“. Mit Hilfe eines Reiseunternehmens und ihrem Reiseführer Adrian geht sie auf Erkundungsreise und spürt neben der Familiengeschichte dem historischen Banat und heutigen Rumänien nach. Ein 50 Seiten starkes Tournealbum der Tante, mit Aufzeichnungen aus den Jahren 1952-1964, bildet den Leitfaden ihrer in 15 Kapiteln geschilderten Reise.

Die Reiseerlebnisse rekapituliert Joanowitsch mit Hilfe eines Diktiergerätes und anhand zahlreicher Fotoaufnahmen. Die erste Etappe umfasst eine mehrtägige, anschaulich beschriebene Stadtführung durch Temeswar. Die Autorin berichtet Wissenswertes über die Stadtgeschichte und zeigt sich beeindruckt von der kulturellen und kulinarischen Vielfalt der Stadt. Fasziniert entdeckt sie gemeinsam mit Adrian das historische Viertel Innere Stadt/Cetate mit seiner Jugendstil-Architektur des ungarischen Architekten László Székely (1877-1934). Die Spurensuche führt auch in die Fabrikstadt/Fabric, wo sich auf dem Friedhof das Familiengrab befindet. „Ich hole die Kopie hervor mit dem sehr dunklen Foto vom Joanowitsch-Grab, das mir die Tante vor langer Zeit geschickt hat.“ Das Elternhaus des Vaters, so ergaben die Recherchen der Autorin, musste 1937 versteigert werden und so ließ sich die Familie in der Kardosch-Kolonie am Rande der Fabrikstadt nieder. Mangels Hausnummer kann sie das Haus jedoch nicht ausfindig machen.

Umso mehr erfährt Joanowitsch während der zweiten Etappe der Reise über die ursprünglich banatschwäbisch geprägten und heute überwiegend von Rumänen besiedelten Ortschaften der Banater Heide. „Meine ursprüngliche

Idee, eine komplette Tournee des DSTT per Bahn nachzureisen, ist undurchführbar“. Somit kommt das Auto des Reiseführers zum Einsatz. Auf dem Weg nach Tschanad/Cenad, dem Ausgangspunkt der Tournee, durchqueren sie Billed, wo die Tante mit einer Aufführung der „Schneekönigin“ brillierte. Das Sankt-Gerhards-Fest in Tschanad, begleitet von Kirchenmusik und lautem Gesang, bleibt der Autorin aufgrund ihrer eigenen musikalischen Prägung in Erinnerung. „Die Messe wird in drei Sprachen verlesen, Rumänisch, Bulgarisch, Deutsch.“ Die Fahrt setzt sich über Großsanktnikolaus/Sănnicolau Mare, Grabatz bis nach Hatzfeld/Jimbolia fort. In Lenauheim wird ein Blick auf ein Denkmal geworfen, „eine von hohen Bäumen beschattete Steinbank“, auf der der Dichter Nikolaus Lenau (1802-1850) ruht. Alles scheint sanierungsbedürftig. In Hatzfeld werden die Reisenden im Stefan-Jäger-Museum erwartet, das sich ihnen im Kontrast in einem guten Zustand präsentiert. Zurück in Temeswar flüchtet sich Joanowitsch schnell wieder ins urbane Getümmel. Auf weiteren Etappen berichtet sie von dem berühmt-berüchtigten Herkulesbad/Băile Herculane, einer herausfordernden Wanderung in den Banater Bergen, sowie einer Fahrt mit der Banater Semmeringbahn. Ihre Schilderungen werden abgerundet durch einen historischen Abriss über die Region, die Banater Schwaben und das DSTT.

„Meine erste Annäherung an das Herkunftsland meines Vaters, das Banat, seine Geburtsstadt Temeswar? Gelungen! Neue Erkenntnisse zum Leben meiner Tante oder meines Vaters? Nicht wirklich, allerdings ist mein idealistisches Theater-Tanten-Bild auf ein realistisches Maß geschrumpft“ – resümiert Joanowitsch. Ihre von den Romanen der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller inspirierten und immer wieder mit Zitaten belegten Einblicke sind mehr als nur ein Stück Familiengeschichte. Dem Leser eröffnet sich in den Schilderungen das gegenwärtige Banat – zwischen Modernisierung und Verfall.



Katharina Joanowitsch
Auf den Spuren der Theater tante durch das Banat. Meine abenteuerliche Reise durch Rumänien. Edition Karo, Berlin 2020, 136 Seiten, 15,00 Euro.

Rumänische Perspektiven auf Roma

VON JANKA VOGEL

Ein „Erforscher des Lebens in all seiner Vielfalt“ sei er gewesen, titelte das rumänische Kulturblatt „Scena9“. Vintilă Mihăilescu, einer der wichtigsten, vielleicht der wichtigste rumänische Anthropologe der Gegenwart, verstarb am 22. März 2020. Ungefähr zur gleichen Zeit erschien im deutschsprachigen Raum der Band „Roma. Der Diskurswandel“, den Mihăilescu zusammen mit dem Historiker Petre Matei herausgegeben hat, in Übersetzung von Julia Richter. Der Band war in Rumänien bereits 2014 im Polirom-Verlag unter dem Titel „Condiția romă și schimbarea discursului“ erschienen.

Die deutsche Ausgabe des Bandes erschien 2020 in der Wiener Reihe „Blickpunkt Rumänien“, gefördert von der Österreichisch-Rumänischen Gesellschaft. Unterstützt wurde die Herausgabe außerdem vom Rumänischen Kulturinstitut. Den Herausgebern Thede Kahl, Julia Richter und Larisa Schippel gelingt es mit diesem Band, den rumänischen Diskurs zur Minderheit der Roma einer deutschsprachigen Leserschaft zugänglich zu machen. Dies ist umso wichtiger, da beim „westeuropäischen“ Publikum angesichts aktueller europäischer Migrationsbewegungen von „Ost“ nach „West“ ein erhöhter Informationsbedarf besteht.

Gerade deshalb ist bedauerlich, dass die Herausgeber dem Band kein Vorwort vorangestellt haben, das dem Leser eine Brücke zum rumänischen Kontext und dem dortigen wissenschaftlichen Diskurs gebaut hätte. Stattdessen finden sich anlässlich der Neuherausgabe in diesem Jahr eingangs recht unvermittelt „Anmerkungen zum Problem der Endonyme und Exonyme“, verfasst vom rumänischen Mitherausgeber Petre Matei.

Eingeleitet wird der Band von Vintilă Mihăilescu. „Je sichtbarer sie [die Roma, JV] in letzter Zeit in Europa wurden, umso stärker schritt dieses Nichtkennen voran“, stellt er fest (S. 9), um sodann mit dem ganzen Handwerkszeug der Anthropologen, Ethnologen, Feldforscher und Historiker zur Tat zu schreiten. Nicht-Fachleute werden ihre Mühen haben, den breiten, vielfältigen Gedankengängen Mihăilescus zu folgen, vermutlich auch angesichts der Tatsache, dass er seine Argumentation mit französischen Autoren stützt, deren oft umfangreiche Original-Zitate hier und in anderen Beiträgen nicht übersetzt wurden.

Es folgen Beiträge von Cătălina Tesăr („Versteckte Kelche, berühmte Männer“), Martin Olivera („Die

Roma als ‚ethnische Minderheit‘?“), Iulia Hasdeu („Körper und Kleidung der Romnja in Rumänien“), Biljana Sikimić („Roma sein und Rumänisch sprechen in Serbien“), Imre Nogradi („Izidor – Mittler des kulturellen Erbes der Roma“) und Petre Matei („Wie wurde der Zigeuner zum Ungeheuer“). Sie alle bieten neben Einblicken in Lebensweise und Selbstverständnis verschiedener Roma-Communities auch Reflektionen über das Verhältnis zwischen Gadje (Nichtroma) und Roma.

Der Band schließt mit einem Essay von Vintilă Mihăilescu, überschrieben mit: „Warum wir die Zigeuner hassen – Essay über Verdammung, Manele und Manelismus“. Eine Schlussbemerkung oder ein Fazit zum gesamten Band fehlen.

Neben erfrischend anderen Perspektiven auf die Gruppe(n) der Roma („Der Verdacht, dass Zigeuner Kinder stehlen, sollte nicht hart als unlogisch, absurd, verwerflich, rassistisch verurteilt werden [sic!]“, Petre Matei, S. 161) bietet der Band insgesamt eine Begegnung mit rumänischer Wissenschaftskultur, jedoch ist die Qualität der veröffentlichten Texte leider höchst unterschiedlich. Ohne gute Kenntnisse des Englischen, Französischen und Rumänischen ist das Buch nicht in Gänze zu erfassen. Einen Abbruch tun dem Ganzen auch die zahlreichen Übersetzungs- und Tippfehler, die einer vermutlich fehlenden Redigierung zuzuschreiben sind. Nicht zuletzt ist in einem deutschsprachigen Band die Verwendung des Terminus „Zigeuner“ in nicht-zitierter Form als hoch problematisch zu bewerten – trotz Vorbemerkungen des rumänischen Herausgebers, der dafür gerade nicht der richtige Ansprechpartner ist.



**Vintilă Mihăilescu,
Petre Matei (Hg.)**
Roma. Der Diskurswandel.
Übersetzt von Julia Richter.
New Academic Press, Wien 2020
(Blickpunkt Rumänien, 8),
215 Seiten, 28,00 Euro

Mehr als eine fotografische Schatztruhe

VON GEORG HERBSTTRIT

„Bilder aus einer verlorenen Zeit“ verheißt der Titel des hier vorzustellenden Buches, doch tatsächlich bietet es weitaus mehr als einen illustrierten Blick zurück. Denn sein Textteil ordnet die Bilder nicht nur in ihre Bedeutungszusammenhänge ein, sondern bildet eine leicht verständliche und zugleich wissenschaftlich fundierte Landeskunde Rumäniens.

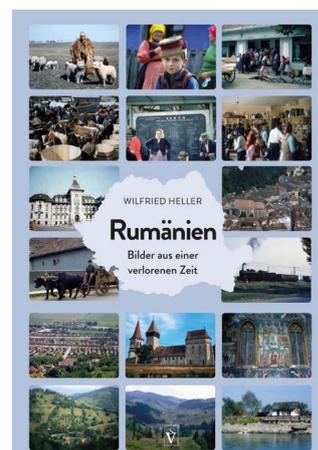
Der westdeutsche Humangeograf Wilfried Heller hat seit 1971 zahlreiche Forschungsreisen und Exkursionen nach Rumänien unternommen. Dabei hat er ein weites Spektrum landeskundlicher Themen erforscht und dokumentiert, hat sich also für die Natur- und Kulturlandschaft Rumäniens interessiert sowie für die Menschen, die darin leben und sie nutzen. Das Buch präsentiert 738 durchgängig farbige und exakt datierte und lokalisierte Fotos aus Rumänien, die er auf diesen Reisen aufgenommen hat (inklusive einiger weniger Leihgaben), von denen 570 in den zwanzig Jahren vor 1990 und 168 zwischen 1991 und 2000 entstanden.

Die Struktur des Buches gliedert die Materialfülle übersichtlich und lesefreundlich. Jede der zehn historischen Regionen Rumäniens wird in einem eigenen Kapitel vorgestellt: Siebenbürgen, das Banat, das Kreischgebiet, Sathmar, die Maramuresch, die Bukowina, die Moldau, Muntenien, Oltenien und die Dobrudscha mit dem Donaudelta. Auf diese Weise können regionale Besonderheiten deutlich herausgearbeitet werden, während ein Resümee am Ende des Buches die übergeordneten Grundlinien gut zusammenfasst. Für jede der zehn Regionen analysiert der Autor die für einen Humangeografen relevanten Faktoren: Geologie und naturräumliche Beschaffenheit, Siedlungsformen, geschichtliche Zusammenhänge, die Entwicklung von Wirtschaft und Erwerbsmöglichkeiten, kulturelle Faktoren und Bevölkerungsentwicklung, um nur die wichtigsten zu nennen. Und er veranschaulicht immer wieder aufs Neue, wie diese Faktoren zusammenhängen: Siedlungen und ganze „Städtekette“ entstanden nicht nur entlang der Flüsse, sondern auch an den Übergängen vom Hügelland in die Ebenen, beispielsweise die Städtereihe Pitești, Târgoviște, Ploiești, Buzău, Râmnicu Sărat. Die Entwicklung von Handwerk und Industrie wurde durch politische Rahmenbedingungen und bestimmte Bevölkerungsgruppen begünstigt, was das auffällige ökonomische Gefälle innerhalb der heutigen Landesgrenzen mit erklärt. Selbst in der staatssozialistischen Zeit scheiterte das ausgegebene Ziel, die Unterschiede zwischen den stärker und schwächer entwickelten Regionen anzugleichen. Vielmehr vergrößerten sich schon damals die „regionalen Disparitäten“, die

nach 1990 weiter zunahm. Regelmäßig informiert die Darstellung über die Bevölkerungsentwicklung (mit besonderem Augenmerk auf die deutschen Ansiedlungen) und berücksichtigt die Bevölkerungsstatistik bis ins Jahr 2017. Zu- und Abwanderung sind Indikatoren auch für die ökonomische Leistungsfähigkeit einer Region, und dabei sticht dann, vielleicht überraschend, der Süden der rumänischen Dobrudscha heraus, deren ausgezeichnete landwirtschaftliche Voraussetzungen offenbar dazu führten, dass jener ländliche Raum über die Jahrzehnte und den Systemumbruch hinweg einen steten Bevölkerungszuwachs erfahren hat, während die ländlichen Regionen ansonsten von massiver Abwanderung gekennzeichnet sind.

Die landeskundlichen Texte zu den zehn Regionen, deren thematische Breite hier nur angedeutet werden konnte, sind also keineswegs veraltet, sondern berücksichtigen auch Entwicklungen bis in die jüngste Zeit.

In den Texten wird stets auf jene Fotos verwiesen, die das Beschriebene illustrieren und dokumentieren. Auf diese Weise erfahren alle 738 Fotos eine inhaltsreiche Beschreibung, die weit über die kurzen Bildunterschriften hinausgeht. Das verstärkt die Aussagekraft der Fotos. Manche Fotos hätte man sich größer abgebildet gewünscht, um interessante Details besser erkennen zu können. Aber das mindert nicht den Wert des Buches. Es versammelt Fotos aus allen Teilen dieses vielfältigen Landes, zeigt Menschen und Städte, Landschaften und Dörfer, Alltag und Wirtschaftsleben – und das überwiegend aus einer Zeit, als nur wenig fotografiert wurde, und aus der bis heute die damaligen Propagandabilder das fotografische Erbe dominieren. Dieses gelungene Buch vereinigt somit eine bis heute relevante Landeskunde mit der beeindruckenden fotografischen Dokumentation einer vergangenen Epoche.



Wilfried Heller
Rumänien. Bilder aus einer verlorenen Zeit. Eine fotografische Landeskunde Rumäniens vor und nach der Wende.
Schiller-Verlag, Hermannstadt und Bonn 2020, 256 Seiten, 24,80 Euro.

Sehr weit weg... und dennoch so nah

VON GILLES DUHEM

„Chiși... was?“ höre ich immer wieder, wenn es um die Hauptstadt der Republik Moldau geht. Die zwischen der Ukraine und Rumänien quasi „eingeklemmte“ kleine Republik ist ungefähr so groß wie Nordrhein-Westfalen. Mit ihren offiziell 3,2 Millionen Einwohnern ist sie allerdings eher ein Leichtgewicht. Nordrhein-Westfalen hat 17 Millionen Einwohner.

Das kleine Land, das sich sowohl für die europäische als auch für die russische Einflussosphäre eher „am Rande“ befindet, schafft es selten, und wenn schon nur wegen Korruption, Mafiabanden und Schwarzarbeit ihrer Landsleute in Westeuropa, in die Schlagzeilen der westlichen Presse. Eine Ausnahme bildeten im November 2020 die Berichte zur Wahl der neuen Präsidentin, Maia Sandu, Hoffnungsschimmer vieler Moldauer.

Bessarabien, Republik Moldau, Moldova: Die geographischen Konturen des Landes sind für die meisten Europäer äußerst unscharf. Und gibt es nicht auch in Rumänien eine Moldau? Wie hängt das alles zusammen? Pruth, Dnjestr, Transnistrien: noch nie gehört!

Ausgerechnet im „Coronajahr“ 2020, das das touristische Reisen über Nacht weltweit hat verschwinden lassen, erscheint beim Trescher Verlag die dritte Auflage des „Reiseführers Moldova“ von Frieder Monzer und Timo Ulrichs. Ein Verlagshaus ist kein Wohltätigkeitsverein. Es ist also der Beweis, dass sich mehr Touristen für die Republik Moldau interessieren, als man es vermuten würde.

Der 336 Seiten starke Führer im Taschenbuchformat mit strapazierfähigem Umschlag bietet mehr als eine Ansammlung touristischer Informationen. Mit 24 Übersichtskarten und Stadtplänen (die zweite Auflage hatte nur 18 Karten) liefert er in kompakter Form die wichtigen Schlüssel zu dieser ziemlich unbekanntem Region Südosteuropas.

Schon nach den ersten Seiten fällt die Begeisterung beider Autoren für die Republik Moldau auf. Das sehr textlastige Werk ist um ausführliche Darstellung unterschiedlicher Themen bemüht, die von „Flora und Fauna“ über das „Ökodorf Rîșcova“ bis hin zum heute fast ausgelöschten und bis zum Zweiten Weltkrieg sehr intensiven jüdischen Leben in Bessarabien reichen.

Die Bebilderung fällt leider den vielen ausführlichen Texten zum Opfer. Umso mehr fallen Übersichtskarten und Stadtpläne auf, die eine einfache Verortung ermöglichen und eine übersichtliche Darstellung von zuweilen komplexen räumlichen Zusammenhängen bieten.

Das Buch ist kein Werkzeug für Touristen, die von Informationen im Twitterformat schon gesättigt sind, sondern für diejenigen, die sich vor der Reise ausführlich einlesen möchten. Wird diese Touristengattung, die fast eine Rarität geworden war, nach der Pandemie, die uns alle gezeigt hat, dass das Verreisen kein selbstverständliches

Konsumprodukt ist, eine Renaissance erleben? Für sie läge dann mit diesem Buch die passende Einführung zur Republik Moldau vor.

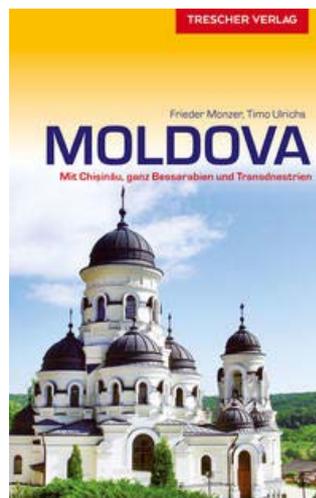
Keine Strände am Schwarzen Meer können den sonnenhungrigen Touristen locken. Stalin hat mit der Abtrennung des südlichen Landeszipfels dafür gesorgt. Keine modischen „Hotspots“ mit morbide postsozialistischem Charme haben bisher die „Easyjet-Karawane“ nach Chișinău, Tiraspol oder Bălți leiten können, wie es einst nach Berlin, Prag, Budapest oder Krakau geschah. Aber dafür zieht die Moldau mit ihrer Ursprünglichkeit an und auch mit den, von den Dakern bis zur Gegenwart, quasi archäologisch übereinander gestapelten historischen Schichten, die man an jedem Ort, in jedem Dorf erleben kann.

Die hügelige Landschaft der Republik Moldau, die niedrige Bevölkerungsdichte, die vielen kleinen Dörfer machen das Land zum perfekten touristischen Ziel einer postpandemischen Reise. Die Herzlichkeit und die Gastfreundschaft ihrer Einwohner, das Mosaik der verschiedenen Einflüsse, Kulturen und Religionen auf engstem Raum und nicht zuletzt das deftige, rustikale Essen mit Ökoprodukten sowie der sehr gute Wein können die Moldau durchaus zu einem von Nachhaltigkeit und kurzen Wegen geprägten touristischen Ziel avancieren lassen. Die tapferen Moldauer, die nicht selten am Rande des Existenzminimums überleben und vom Geldtransfer der zahlenmäßig großen Diaspora stark abhängen, könnten durchaus von diesem Tourismus profitieren.

Die Moldau scheint weit weg zu sein. Sie liegt dennoch näher an Deutschland als Spanien. Auch mit dem Auto und nicht nur mit dem gerade angsteinflößenden Flugzeug ist sie also erreichbar. Der Reiseführer bietet Reisewege in die Moldau, die mit ihren Sehenswürdigkeiten ebenso beschrieben sind. Es ist schlaun.

Sollte auf absehbarer Zeit das freie Verreisen nicht möglich sein, lädt – frei nach Xavier de Maistre –

der Reiseführer von Monzer und Ulrichs aber auch auf eine Reise daheim, auf eine „Reise um mein Zimmer“ ein. Auch in Lockdownzeiten empfiehlt sich seine Anschaffung.



Frieder Monzer, Timo Ulrichs
Reiseführer Moldova. Mit Chișinău, ganz Bessarabien und Transdnestrien. 3., erweiterte und aktualisierte Auflage, Trescher Verlag, Berlin 2020, 336 Seiten, 18,95 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Dr. Raluca Fritzsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Dr. Natalia Toma

Janka Vogel

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: